Nachmittags-Ausgabe.

Annoncen-Annahme-Bureaus: In Posen außer in der Expedition bei Krupski (C. H. Ulrici & Co.) Breitestraße 14; in Gnesen bei Herrn Th. Spindler, Markt- u. Friedrichstr.-Ecke 4; in Grätz bei Herrn L. Streisand; in Frankfurt a. M.: G. L. Daube & Co.

Posener Zeitung.

Vierundsiebzigster Jahrgang.

Annoncen-Annahme-Bureaus: In Berlin, Hamburg, Wien, München, St. Gallen: Rudolph Mosse; in Berlin, Breslau, Frankfurt a. M., Leipzig, Hamburg Wien u. Basel: Haasenstein & Vogler; in Berlin: A. Retemeyer, Schloßplatz; in Breslau: Emil Kabath.

Nr. 384.

Das Abonnement auf dies mit Ausnahme der Sonntage täglich erscheinende Blatt beträgt vierteljährlich für die Stadt Posen 1½ Thlr., für ganz Preußen 1 Thlr. 24½ Sgr. — Bestellungen nehmen alle Postanstalten des In- u. Auslandes an.

Freitag, 18. August

Inserate 1¼ Sgr. die sechsgespaltene Zeile oder deren Raum, Reklamen verhältnißmäßig höher, sind an die Expedition zu richten und werden für die an demselben Tage erscheinende Nummer nur bis 10 Uhr Vormittags angenommen.

1871.

Die rumänische Frage.

Zu sehr ungelegener Zeit hat die schon immer prekäre Lage der Dinge in den Donaufürstenthümern eine Gestalt angenommen, welche die politische Welt um die ihr so sehr nöthige Ruhe zu bringen droht. Man bringt die plötzliche Reise des Fürsten Bismarck nach Gastein mit diesen Verhältnissen in Verbindung; wenigstens behauptet die österreichische Presse, daß die Nothwendigkeit, sich mit dem österreichischen Kabinet und dem gleichfalls in Gastein weilenden Reichskanzler Grafen Beust über ein gemeinschaftliches Verhalten der Zustände in Rumänien gegenüber zu verständigen, den Fürsten nach Oesterreich geführt hat. Wissen wir auch nicht, inwieweit diese Angabe in Wahrheit beruht, so steht doch fest, daß die europäischen Regierungen alle Ursache haben, auf die politischen Vorgänge in den Donaufürstenthümern mit Besorgniß zu blicken und denselben ihre ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es ist dort ein Zustand der Gesetzlosigkeit eingetreten, der jeden Augenblick eine Katastrophe herbeiführen kann, welche in Betracht der dort rivalisirenden Interessen verhängnißvoll werden könnte.

Fürst Karl von Rumänien ist bekanntlich gezwungen gewesen, ein von beiden rumänischen Kammern beschlossenes Gesetz zu sanktioniren, welches ganz einfach die gesetzlich bewilligte Garantie der rumänischen Staatskasse für die zum Zweck des Eisenbahnbaues auf dem europäischen Markt aufgenommene Anleihe kassirt hat. Es ist das ein Rechtsbruch schwerster Art, wodurch die Interessen zahlreicher Bevölkerungskreise aller europäischen Staaten, insbesondere auch Deutschlands, stark geschädigt werden. Dennoch kann natürlich nicht diese Thatsache zu einer Intervention in Rumänien Anlaß geben. Die Umstände, unter welchen das genannte Eisenbahnanlehen seiner Zeit auf den Markt gebracht wurde, charakterisirten sich von vornherein als so schwindelhafter Natur, daß diejenigen, welche sich an dem Anlehen betheiligt haben, ihre heutigen Verluste zum guten Theil ihrem eigenen Leichtsinn zuzuschreiben haben. Andererseits aber ist über die Art, wie die Unternehmer der rumänischen Eisenbahnen ihre Verpflichtungen gegen den rumänischen Staat erfüllt haben, soviel bekannt geworden, daß es auch aus diesem Grunde nicht angebracht sein würde, mit Zwangsmaßregeln gegen die rumänische Regierung vorzugehen.

Indessen ist der offenbare Rechtsbruch, zu welchem sich die rumänischen Staatsfaktoren in der Angelegenheit des von ihnen garantirten Eisenbahnanlehens haben hinreißen lassen, doch nur ein einzelnes Symptom der absoluten Recht- und Gesetzlosigkeit, welche in den Donaufürstenthümern herrscht, und diese ist in der That eine ernste Gefahr für Europa. Sie abzustellen ist ein dringendes Interesse. Sie ist seit langer Zeit permanent. Früher dadurch genährt, daß die in den damals getrennten Fürstenthümeru, der Moldau und Walachei regierenden Bojaren sich, wie weiland der polnische Adel, den gegeneinander intriguirenden Bestrebungen der um die Donaumündungen ringenden Mächte dienstbar machten, ist sie seit dem Pariser Vertrage vom Jahre 1856, mittelst dessen nach dem Krimkriege die europäischen Mächte die Fürstenthümer unter ihre Kollektivgarantie nahmen, dadurch befestigt worden, daß der Mangel einer Uebereinstimmung unter den Mächten die Aufrichtung jedes festen Regiments im Lande unmöglich gemacht hat. Die Garantiemächte haben sich immer nur darüber einigen können, allerseits Nichts zu thun, oder was dasselbe sagen will, die vollendeten Thatsachen zu akzeptiren, wodurch in Verbindung mit der im Art. 25 des pariser Vertrages festgestellten Bestimmung, daß keine Macht für sich allein zu einem thätigen Eingreifen befugt sein sollte, jedem abenteuerlichen Unternehmen, zu dem in den Fürstenthümern selbst der Muth gefunden wurde, im Voraus die Sanktion ertheilt war. So sind die Donaufürstenthümer aus einem Gewaltstreich in den anderen gefallen. Gegen den festgestellten Rechtszustand wurde ihre Vereinigung unter einem Fürsten beschlossen. Gegen die Bedingung der endlichen Genehmigung dieser Union wurde ein ausländischer Fürst auf den Thron berufen. Die Verfassungen und Ministerien wechseln, wie die Tage im Jahr kommen und gehen: unverändert bleibt nur die Recht- und Gesetzlosigkeit im Lande, bei welcher der Wohlstand desselben geschädigt, eine fortwährende Unruhe unterhalten wird, welche ihre Wellen auch über die Grenzen des Landes hinaus fortsetzt und die Rechte und Interessen aller Fremden, welche mit dem rumänischen Staate in irgend eine Beziehung treten müssen, verletzt werden. Dieser Zustand kann unmöglich fortdauern und droht dadurch zu einer förmlichen Gefahr zu werden, daß Fürst Karl schon wiederholt den Entschluß zu erkennen gegeben hat, das Land, in welchem ihm die Möglichkeit einer geordneten Regierung nicht gegeben ist, zu verlassen.

Es ist nun ein erfreuliches Zeichen der durch die jüngsten Weltereignisse veränderten politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich, daß auch das österreichische Kabinet heut keinen lebhafteren Wunsch hegt, als den, im Verein mit Deutschland den Fürsten von Hohenzollern auf dem rumänischen Thron zu erhalten. Man erinnert sich, daß in der Errichtung dieses Thrones im Frühjahr 1866 nur eine preußische Intrigue gegen Oesterreich erblickt werden wollte, während dieselbe doch in der That nur durch das Bestreben diktirt war, durch ein schleuniges fait accompli eine zu ungelegener Zeit entstandene Krise, aus welcher eine unbequeme Diversion für den damiligen Krieg entstehen konnte, sobald als möglich zu schließen. Heut trifft das österreichische mit dem deutschen Interesse zusammen, eine solche Krisis nicht neuerdings in den Donaufürstenthümern entstehen zu lassen. Ein gleiches Interesse möchte aber auch für Rußland und die Türkei bestimmend sein, den status quo daselbst zu erhalten. Beide Mächte sind, nachdem nun soeben ihre Beziehungen zu einander im schwarzen Meere auf eine neue Grundlage gestellt sind, zur Zeit kaum in der Lage, ihre streitenden Interessen in den Donaufürstenthümern gegeneinander und zugleich gegen das übrige Europa zu verfolgen. So wird, denken wir, eine Vereinigung der europäischen Garantiemächte für Aufrechthaltung des Thrones des Fürsten von Hohenzollern wohl zu gewinnen sein. Man wird dann aber auch aus der bisherigen Passivität heraustreten und sich entschließen müssen, als Bedingung des gewollten Zweckes, wenn nöthig intervenirend, zur Einführung einer Verfassung mitzuwirken, welche, dem Bildungsstande der rumänischen Bevölkerung entsprechend, die volle Regierungsgewalt in die Hände des Fürsten legt.

(BAC.)

Deutschland.

BAC. **Berlin**, 17. August. [Die bairische Ministerkrisis.] In Baiern befindet sich das Ministerium bereits seit einer Reihe von Wochen in einer Art Auflösung. An und für sich ist das gerade nichts Absonderliches in Deutschland. Man braucht nicht weit zu gehen, um Beispiele dafür zu finden, wie schwer es in unseren deutschen Staaten oft hält, Ministerien den veränderten Verhältnissen entsprechend umzugestalten. Es ist der Mangel an staatsmännischem Sinne, den wir aus den Zeiten des absoluten Staats überkommen haben, welcher dies verschuldet. Die Minister selbst klammern sich mit einer Zähigkeit, die wahrlich ihrem Ansehen nicht zu Gute kommt, auch dann noch an ihr Amt, wenn sie sich nach Lage der Dinge selbst sagen müssen, daß sie dem Staate keine ersprießlichen Dienste mehr zu leisten vermögen; sie betrachten sich als die persönlichen Diener ihrer fürstlichen Herren, und diese selbst meinen dann in dem Gefühl einer gewissen ehrenwerthen Dankbarkeit, sich nicht von Männern trennen zu dürfen, welche ihnen unter anderen Verhältnissen nützliche Dienste leisten konnten und vielleicht geleistet haben. Nicht solche Gründe sind es aber diesmal, welche in Baiern eine Neubildung des Ministeriums hintan halten. Es muß rühmend anerkannt werden, daß der bairische Ministerpräsident Graf Bray in ehrenwerther Selbstständigkeit und Uneigennützigkeit seine Entlassung nachgesucht hat, sobald er sah, daß er sein Amt nicht mehr seinen Ueberzeugungen entsprechend verwalten konnte, ohne den Staat in schwere Wirren zu stürzen. Graf Bray ist ein strenger Katholik, welcher der Meinung ist, daß der Staat sich mit der Kirche in keinen Konflikt einlassen dürfe, und welcher bei der Rücksichtslosigkeit, womit die katholische Hierarchie dem Staate gegenüber vorzugehen pflegt, und namentlich heut verfährt, seiner Ueberzeugung entsprechend also oft in die Lage kommt, die Rechte des Staats der Kirche preisgeben zu müssen. Um solcher Gesinnung willen wurde er an die Spitze des bairischen Ministeriums berufen, als der wiederholte Sieg der ultramontanen Partei bei den Kammerwahlen den König genöthigt hatte, sich von dem Fürsten Hohenlohe zu trennen, welchem die Klerikalen es nun einmal nicht verzeihen konnten und wollten, daß er es gewagt hatte, die europäischen Regierungen auf die ihnen vom Konzil drohenden Gefahren aufmerksam gemacht zu haben. Heut unter den veränderten Verhältnissen in Deutschland ist die bairische Politik nun aber auch der römischen Kirche gegenüber nicht mehr selbständig, und auch, wenn sie wollte, könnte sie nicht mehr den Anforderungen der Partei, welche den Staat der Kirche unterordnen will, genügen. In solcher Zwangslage hat Graf Bray es vorgezogen, das bairische Staatsruder aus der Hand zu geben, wobei er den Handelsminister von Schlör, der aus Liebe für sein Portefeuille sein Schicksal gleichfalls an das der anscheinend siegreichen klerikalen Partei geknüpft hatte, mit sich gezogen hat. Man sollte nun glauben, daß bei solchem Scheitern der klerikalen Partei die Rückkehr des Fürsten Hohenlohe an die Spitze des bairischen Ministeriums von selbst gegeben sein würde. Aber Dem in nicht so. Mit seltsamer Hartnäckigkeit sträubt man sich an maßgebender Stelle gegen den Mann, den doch nicht nur die große Mehrheit der Bevölkerung in Baiern und in Deutschland recht eigentlich als den Mann der Situation, sondern von dem es auch bekannt ist, daß insbesondere der König von Baiern ihn noch immer als den Mann seines persönlichen Vertrauens betrachtet. Bezeichnender kann die unklare politische Lage der Verhältnisse, welche in Baiern zur Zeit noch besteht, nicht an den Tag gelegt werden, als durch diesen Umstand. Durch die großartige Gewalt der Ereignisse ist Baiern in das deutsche Reich hineingerissen und zu einem hervorragenden Antheil an der Aufrichtung desselben getrieben worden, ohne daß es doch in der Mehrheit seiner Bevölkerung innerlich den Gesinnungswechsel bereits voll ausgekämpft gehabt hatte, der von dem Wunsche, die staatliche Souveränetät möglichst vollständig zu behaupten, zu dem Entschluß, sie ganz an die Wohlfahrt und Sicherheit der Nation hinzugeben, hinübergeführt hätte. So hat man das Unerläßliche zwar gethan und seine Pflicht im rechten Moment hochherzig erfüllt, aber man wird dessen noch nicht froh und sucht an Rückhalten für die Reste der Souveränetät, die doch als solche ein für alle alle Mal dahin ist. In solcher Stimmung giebt es keinen besseren Bundesgenossen, als den Ultramontanismus, der stets eine reseroatio mentalis im Herzen und auf den Lippen, jederzeit bereit ist, die entgegengesetztesten Wege je nach Umständen zu wandeln. Mit diesem will man es in Baiern also zur Zeit doch noch nicht verderben und darum darf Fürst Hohenlohe nicht an die Spitze der Regierung berufen werden. Dieser müßte auch sofort die Auflösung der Kammer fordern, welche ihn seiner deutschen und antirömischen Gesinnung wegen, aus dem Amte getrieben hat. Mit der gegenwärtigen Abgeordneten-Kammer kann in Baiern nur ein Ministerium regieren, das — wie jene selbst — das Nothwendige zwar thut, aber auch eben nur dies nur — weil es muß. Es ist das keine rühmliche Rolle für eine Regierung, welche die Führerschaft eines Volkes übernehmen, demselben den geistigen und politischen Impuls geben soll. Es ist also kein Wunder, wenn sich nicht Männer für solche Rolle finden wollen.

DRC. Was wir von vornherein vermutheten ist eingetroffen. Die „Germania“, das Organ der ultramontanen Partei, druckt in ihrer heutigen Nummer unseren Artikel von vorgestern ab, in welchem wir die Mittheilung machten, daß am 6. d. M. in verschiedenen katholischen Kapellen 2c. ein umfangreiches Aktenstück verlesen worden ist, in welchem nach einer allgemeinen scharfen Kritik der Maßnahmen der preußischen Regierung gegen die Ultramontanen die Unterzeichner — sämmtliche deutsche Bischöfe — diejenigen Katholiken exkommuniziren, welche nicht das neue Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes anerkennen — und fügt derselben die Erklärung hinzu, daß sie „an sehr kompetenter Stelle Erkundigungen über eine etwa denkbare oder mögliche Veranlassung zu derartigen Gerüchten eingezogen“ habe und daß ihr „darauf hin die positive Versicherung geworden, daß sämmtliche Einzelheiten einzig und allein in der Phantasie des betreffenden Correspondenten existiren und daß selbst nicht einmal irgend ein Vorkommniß im Verlauf des letzten Jahres, und sollte es auch noch so sehr entstellt und mißdeutet werden, zu den obigen Behauptungen den Anknüpfungspunkt hätte abgeben können.“ Die „Germania“ erklärt dann ferner, daß man es demnach mit einer bloßen Erfindung hier zu thun habe, die sie geneigt sei, irgend einem schlechten Spaßmacher zuzuschreiben, weil sie sich so ohne Weiteres nicht dazu verstehen könne, sie als das Werk eines infamen Verläumders zu betrachten. Trotz dieser Erklärung der „Germania“ halten wir unsere früheren Mittheilungen Wort für Wort aufrecht. Ja noch mehr, wir wollen dieselben sogar noch vervollständigen, indem wir schon heute die in Aussicht gestellte Mittheilung über den Wortlaut jenes durch die Geistlichen in einzelnen Kapellen verlesenen Schriftstückes folgen lassen. Es ist selbstverständlich, daß bei der Länge des Schriftstückes, dessen Verlesung mehr als eine halbe Stunde in Anspruch nahm, die volle Wiedergabe des Inhalts unmöglich ist, um so mehr als dasselbe den Zuhörern ganz unerwartet kam. Wir sind deshalb nur auf diejemgen Mittheilungen der Zuhörer angewiesen, die denselben heut noch im Gedächtniß sind. Danach wurden alle diejenigen Katholiken, welche nicht ausdrücklich das Dogma der Unfehlbarkeit anerkennen, exkommunizirt. Es wurde ferner bei Strafe der Exkommunikation das Lesen aller Zeitungen und Schriften verboten, welche nicht im Sinne der Unfehlbarkeit geschrieben sind; hierunter wurden noch namentlich die Erlasse der Regierungen gegen die Ultramontanen bezeichnet. Die Gläubigen wurden ferner aufgefordert, den Maßnahmen der Regierungen in der fraglichen Angelegenheit entgegenzutreten und selbst die Frauen wurden verpflichtet, auf ihre Männer in dieser Richtung hin einzuwirken. Das Schriftstück war ganz geeignet, die ungebildete Masse aufzuregen, denn es wimmelte von Sophismen, Lügen und hierarchischem Hochmuth; es enthielt Stellen, welche zum Haß gegen die Regierungen führen müssen und es ist auffallend, daß nach den letzten Erlassen immer die preußische Regierung in erster Linie gemeint war. So wurde u. A. von unterdrückter Religion und geknechteter katholischer Bevölkerung in Preußen gesprochen, sowie davon, daß dies der Dank sei für das von den Katholiken im Krieg mit Frankreich vergossene Blut u. s. w. — Man ersieht hieraus, daß es hinter dem Rücken der Staatsregierung einer Partei möglich ist, derartige gefährliche Publikationen zu erlassen, die leider längst ihre Wirkung gethan haben, ehe sie zur Kenntniß der Regierung gelangen, damit diese Rechenschaft fordere. Schwerlich wird es ihr allerdings gelingen, jetzt noch in den Besitz des Schriftsstücks zu gelangen, das jetzt wohl schon längst vertilgt ist. Aber es sind ja noch Ohrenzeugen da.

— Der Empfang des Kaisers in Gastein ist telegraphisch kurz gemeldet. Bei seiner Ankunft spielte die Bademusik die Volkshymne. Der Kultusminister Mühler begrüßte zuerst den Kaiser und stellte den Bürgermeister Beringer vor, der Namens der Kommune den Kaiser empfing. Derselbe dankte freundlich lächelnd und bemerkte, er sei in Gastein kein Gast mehr, drückte hierauf dem Dr. Hönigsberg die Hand und sagte: „Nun bin ich wieder da, ich weiß zwar nicht, ob's nöthig ist, aber schaden wird's nicht“. Graf Beust befrackt und dekorirt, erwartete mit dem Sektionschef Hofmann den Kaiser, der überaus freundlich war und längere Zeit mit Beust sprach; er drückte ihm herzlichst die Hand und erkundigte sich nach seiner Wohnung, seiner Gesundheit und Aufenthaltszeit. Die auf der Treppe versammelten Damen überreichten dem Kaiser Bouquets. Der Kaiser sprach mit der Tochter des Leibarztes Lauer und reichte Anderen die Hand. Wie ein Jüngling stieg der Kaiser die Treppe hinan. In seiner Wohnung angelangt, begrüßte er, ans Fenster tretend, die jubelnde Menge. Unten im Salon empfing der Kaiser die Beamten, den Gemeindeausschuß und die Kurkommission. Bei der Fahrt ereigneten sich kleine Unglücksfälle. Einmal stürzten die Postillons und brach die Deichsel, doch ist keine Verletzung dabei vorgekommen. Unter anderen politischen Persönlichkeiten ist auch Hofrath Alfons de Pont, der im Wiener auswärtigen Amt das Referat über russische und orientalische Angelegenheiten führt, in Gastein anwesend. — Der König von Baiern ist nach der „A. A. Z.“ von der Begegnung mit dem Kaiser im hohen Grade befriedigt zurückgekehrt, und sind die beiden Monarchen mit den besten Eindrücken von einander geschieden. Die zuvorkommende und liebenswürdige Weise, mit welcher Kaiser Wilhelm dem zu seiner Begrüßung herbeigeeilten erprobten Bundesgenossen begegnete, wurde von allen Seiten bemerkt. Daß der König seinen Aufenthalt in Regensburg nicht bis zum nächsten Morgen verlängerte, sondern nach kurzem Verweilen nach Schloß Berg zurückkehrte, war, wie das genannte Blatt aus guter Quelle erfährt, nur durch den schon früher ausgesprochenen Wunsch des Kaisers veranlaßt, im Nachtquartier die möglichste Ruhe zu genießen.

— Fürst Bismarck ist bereits in Gastein eingetroffen. In Salzburg wurde er, wie ein Telegramm meldet, gestern auf der Durchreise von dem Publikum mit Hochrufen begrüßt. Auf dem Bahnhof in Leipzig hatte er sich (wie ein Korrespondent der „Magd. Ztg.“ berichtet) vom geöffneten Fenster seines Salonwagens aus in gemüthlicher

Weise mit dem Publikum unterhalten. Der Korrespondent weiß zwei Aeußerungen des Reichskanzlers mitzutheilen; die eine lautete kurz dahin, „daß die Welt nun wisse, was Deutschland eigentlich sei", und die zweite enthielt die frohe Botschaft, „daß er bestimmt glaube, daß wir nun endlich einen langen Frieden haben würden". — Nach Aeußerungen unserer Offiziösen wird Fürst Bismarck in Gastein eine längere Kur gebrauchen und sich wahrscheinlich länger daselbst aufhalten als der Kaiser. — Wir fügen hieran folgendes Privattelegramm der „N. fr. Pr." aus Pest, 15. August: Nach einer unverbürgten Mittheilung soll an Andrassy auf Bismarcks speziellen Wunsch eine vertrauliche Einladung ergangen sein, ebenfalls nach Gastein zu kommen, während Beust und der Kanzler des deutschen Reiches sich dort befinden. Graf Andrassy soll sich den diesbezüglichen Entschluß noch vorbehalten haben.

— Die „Augsburger Allgem. Ztg." bringt nun ebenfalls einen Manteuffel-Artikel. Von Interesse ist für uns nur, daß der General nach dem Kriege von 1866, als er keine Dotation erhalten hatte, einen respektwidrigen Brief an den König schrieb, in Folge dessen er damals in Ruhestand versetzt wurde.

— Die zwischen dem französischen Finanzminister Pouyer-Quertier und dem General Manteuffel in Compiègne stattgehabten Verhandlungen betreffs einer beschleunigten Zahlung der Kontribution Seitens Frankreichs und in Folge dessen eine Räumung der pariser Forts bis zum 1. Januar 1872 sind der in Frankfurt a. M. tagenden Friedenskonferenz zur weiteren Verhandlung überwiesen worden. Jedenfalls hatte die mehrstündige Besprechung, welche Graf Arnim während seines kurzen Aufenthaltes in Berlin mit dem Reichskanzler hatte, auf diese Angelegenheit Bezug. Möglicherweise werden durch diese neue, an die Konferenz herantretende Aufgabe, die französischen Bevollmächtigten zu einer entgegenkommenderen Haltung veranlaßt. Sollte dies jedoch nicht der Fall sein, so ist man deutscherseits fest entschlossen, die Verhandlungen abzubrechen und zu warten, bis sie die Franzosen erneuern, doch auch dann die Wiederanknüpfung von der Annahme der deutschen Bedingungen abhängig zu machen.

— Am 18. d. Mts. findet in Frankfurt a. M. die diesjährige Versammlung des Ausschusses des Deutschen Sängertages statt. In derselben wird auch über das Projekt berathen werden, ob im nächsten Jahre in München ein allgemeines Deuchtes Sängerfest abgehalten werden soll.

— Nach offiziösen Meldungen soll der Kultusminister in Betreff der Gymnasiallehrer die Absicht haben, den Normaletat durchzuführen. Dieser, seiner Zeit so sehr willkommen geheißene Normalbesoldungsetat datirt vom 10. Januar 1863, wird also in vielen Orten gar nicht mehr den gegenwärtigen Bedürfnissen entsprechen, Derselbe unterscheidet 3 Klassen von Gymnasialorten. In der ersten sollen die Direktoren ein Gehalt bis 1800 Thlr., die Lehrer 6—1300 Thlr., im Durchschnitt 950 Thlr. beziehen. Königsberg, Stettin, Breslau, Posen, Magdeburg, Münster, Köln, Elberfeld und Aachen gehören zu dieser Klasse. Bis 1600 Thlr. sollen die Direktoren, 550—1150 Thlr., im Durchschnitt 850 Thlr. die Lehrer in den Städten 2. Klasse beziehen. Dazu gehören Elbing, Tilsit, Insterburg, Gumbinnen, Marienwerder, Thorn, Potsdam, Brandenburg, Prenzlau, Frankfurt a. O., Stargard, Köslin, Liegnitz, Glogau, Görlitz, Oppeln, Ratibor, Bromberg, Halberstadt, Halle, Naumburg, Merseburg, Erfurt, Minden, Bielefeld, Paderborn, Aensberg, Hamm und Dortmund, Düsseldorf, Duisburg, Essen, Kreuznach, Saarbrücken. In den zur 3. Klasse gehörigen kleineren Städten billigt der Normal-Etat den Direktoren ein Gehalt bis 1200 Thlr., 1300 Thlr., 1400 Thlr., den ordentlichen Lehrern 500—000 Thlr., im Durchschnitt 750 Thlr. zu. Man wird nicht behaupten können, daß diese Sätze so hoch sind, daß Gefahr vorhanden wäre, die Lehrer würden sich nach Durchführung des Normaletats einem schwelgerischen Leben hingeben, vielmehr haben sie mit den Richtergehältern eine verzweifelt große Aehnlichkeit; trotzdem sind 8¾ Jahre vergangen, ehe man im Kultusministerium zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß die Durchführung des Normaletats mit seinen mäßigen Sätzen nicht länger umgegangen werden könne. Mittlerweile sind einige Städte über die Normalsätze nicht unerheblich hinausgegangen, während die Mehrzahl auch für die vom Staate nicht unterstützten Schul-Anstalten, für die ein Normaletat nicht existirt, eine Annäherung an die Sätze des Normaletats nicht einmal angestrebt hat. Macht der Kultusminister mit der Gehaltsaufbesserung wirklich Ernst, so werden auch die Kommunen mit der Aufbesserung der Lehrer an den höheren städtischen Anstalten nothgedrungen vorgehen müssen.

Aus dem Ermlande, 13. August. Die „Germania" berichtet: Am 10. d. M. hatte der Bischof die sämmtlichen vierzehn Dekane des Bisthums um sich versammelt. Dem Vernehmen nach werden solche Konferenzen von jetzt ab jährlich stattfinden, und wir haben darin einen vorläufigen Ersatz für die Diözesan-Synoden zu erblicken, bis die Zeit gekommen sein wird, dieses Institut selbst ins Leben zu rufen. Selbstverständlich ist die Braunsberger Schulfrage verhandelt worden und außer einer Adresse an den Kaiser besonders noch die ungesäumte Eröffnung von Sammlungen beschlossen worden, um allen bedürftigen Braunsberger Gymnasiasten, „die ihrem Glauben treu bleiben wollen," die nöthigen Mittel zur Fortsetzung ihres Studiums an auswärtigen Anstalten zu gewähren. Einmüthig haben sich die sämmtlichen vierzehn Dekane selbst als Unterstützungs-Komite konstituirt.

Stettin, 17. August. Unsere Stadt ist in diesem Jahre bis jetzt von der Cholera verschont geblieben; zwar sollten vor ca. 14 Tagen 3 Fälle (darunter 2 mit tödlichem Ausgange) vorgekommen sein, doch waren die Sachverständigen über die Art der Krankheit verschiedener Meinung, und seitdem sind jedenfalls keine weiteren Fälle vorgekommen. Dagegen zeigt sich die Epidemie in verschiedenen Dörfern unserer Umgegend. In den an der Oder belegenen Orten Glienken und Kratzwieck sind drei Fälle, mit tödtlichem Ausgange, amtlich konstatirt. (Ostſ. Ztg.)

München, 12. August. Der bairische Landtags-Abgeordnete Dr. Martin Schleich macht in einem längeren Aufsatze, den die „Augsb. Abendztg." veröffentlicht, folgende Zusammenstellung:

Bairische Verfassung.	Syllabus. (Verschickt am 8. Dez. 1864.)
II. Verfass.-Beilage § 42. Keine Kirchengewalt ist befugt, Glaubensgesetze gegen ihre Mitglieder mit äußerem Zwange geltend zu machen.	§. 24. (Es ist ein verdammenswerther Irrthum, zu sagen): Die Kirche habe nicht die Macht, Zwangsmittel anzuwenden, noch irgend eine direkte oder indirekte Gewalt zu zeitlichen Dingen.
§ 52. Es steht aber auch den Genossen einer Kirchen-Gesellschaft, welche durch Handlungen der geistlichen Gewalt gegen die festgesetzte Ordnung beschwert werden, die Befugniß zu, dagegen den Königlichen Landesfürstlichen Schutz anzurufen.	§. 41. (Es ist ein verdammenswerther Irrthum, zu sagen): Die Staatsgewalt hat nicht nur das Recht des Exequatur, sondern auch das Recht der sog. Appellatio ab abusu.
Tit. IV. §. 8. Niemand darf seinem ordentlichen Richter entzogen werden.	§. 31. (Es ist ein verdammenswerther Irrthum, zu sagen): Die geistliche Gerichtsbarkeit für die weltliche Zivil- und Kriminal-Angelegenheiten der Geistlichen ist durchaus abzuschaffen.

Oesterreich.

Wien. Die Erbitterung der Deutschen hat durch ein Ereigniß, das der Telegraph aus St. Pölten meldet, soeben eine Steigerung erfahren, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Der Statthalter hat den St. Pöltener Bezirkshauptmann mündlich beauftragt, den deutschen Parteitag als ungesetzlich zu verbieten. Auf diesem Tage sollte, wie erwähnt, die Wahlparole für die Deutschen festgestellt werden. Ob es nun wirklich zu einer Verhinderung der Versammlung kommen wird, steht allerdings noch dahin. In Folge der Eröffnung des Statthalters hat sofort eine Unterredung des Bezirkhauptmanns mit dem Bürgermeister Dr. Ofner stattgefunden, worin Letzterer den aktenmäßigen Nachweis lieferte, daß der Parteitag eine reine Privatversammlung sei, zu der nur Jene Zutritt haben, welche brieflich von Dr. Josef Kopp geladen wurden, daß somit kein gesetzlicher Grund ausfindig gemacht werden könne, den Parteitag zu verbieten. Der Bezirkshauptmann hat erwidert, daß der Parteitag trotz des privaten Charakters die Bedeutung einer öffentlichen politischen Demonstration habe, da ein großer Theil der Bevölkerung die Wohnungsfenster mit deutschen Fahnen schmücken wolle, auch Gesangs- und Turnvereine mitzuwirken gedächten; wenn der Bürgermeister sich verpflichte, Alles aufzubieten, daß das Schmücken der Stadt mit Fahnen, sowie die Mitwirkung der Vereine unterbleibe, daß die Mitglieder des Parteitages, ohne Aufsehen zu erregen, sich in das Versammlungslokal begeben; daß ferner die gesellige (!) Zusammenkunft nach Schluß des Parteitages jedes demonstrativen politischen Charakters vollständig entbehre und somit der Parteitag thatsächlich öffentlich nicht zu bemerken sei, und auf diese Weise wirklich den Charakter einer Privatgesellschaft bewahre, so wolle er das Stattfinden desselben nicht hindern. Der Bürgermeister hat nun dem Bezirkshauptmann versprochen, seinen Einfluß dahin zu verwenden, jedoch natürlich erklärt, er könne keine Bürgschaft übernehmen. Die Gerüchte von diesen Vorgängen haben in allen liberalen Kreisen die größte Indignation erregt, da sie allerdings angethan sind zu beweisen, daß, was den Czechen und Slovenen anstandslos gestattet wird, den Deutschen von der Regierung heute verwehrt werden will. Mag nun die Regierung bei ihrer Entschließung verbleiben oder dieselbe noch zurücknehmen, der Eindruck wird nicht verwischt werden und das Ministerium davon — worauf es ihm doch vor Allem ankommt — bei den Wahlen keinen Gewinn haben. Uebrigens sollte unabhängig vom Parteitage in St. Pölten eine Versammlung von Deutsch-Nationalen aus Wien, Krems und Wiener Neustadt stattfinden.

Lemberg, 15. August. Es wird viel gesungen und gesprochen auf dem Polentage, und die Rufe: „Es lebe Polen!" „Noch ist Polen nicht verloren!" u. s. w. hallen durch die Luft. Auch eine Menge poetischer Produktion ungleichen Werthes, welche ad hoc fabrizirt worden ist, wird verbraucht. Heut ist der Höhepunkt der Demonstration, welche gestern nur einleitungsweise durch einige Reden auf dem lubliner Unionshügel introduzirt wurde. Was Sie besonders interessiren kann, ist die formell beste Rede, welche ein Posener, Hr. v. Moszczeński, gehalten hat. „Unser Festzug — sagt er — glich einem Triumphe und es ist unsere Pflicht, in diesem feierlichen Moment uns Rechenschaft abzulegen, welche Früchte das von so vielen Generationen hingegebene Meer von Blut und Thränen für unsere heilige nationalen Sache getragen hat. Wir haben das Bewußtsein, daß durch alle Zeit der Begriff der Bürgerpflichten, das Gefühl heiliger Vaterlandsliebe alle Schichten durchdrungen hat. Aber es ist nicht genug an dem Triumphzuge, nicht genug an dem herzlichen Bruderkuß. Kaum hatte sich die Nachricht von der Ausfahrt nach Lemberg, von unserer brüderlichen Vereinigung verbreitet, so erhob die gesammte Presse des uns feindlichen Stammes ihre gehässige Stimme. Wir nehmen diesen, seit tausend Jahren den slavischen Stämmen hingeworfenen Handschuh auf, den Handschuh täglichen, unerbittlichen, tödtlichen Kampfes auf dem Felde der Ordnung und der Arbeit und unser Banner heißt: Noch ist Polen

---

Sommertheater.

Die unvermeidliche Frau Birch figurirt selbstverständlich wieder auf dem Repertoir der laufenden Theaterwoche. Quousque tandem! Es ist eine recht harte Arbeit, fortdauernd Widerspruch gegen die Intentionen der Regie erheben zu müssen, aber sie muß gethan werden, damit wenigstens die Anschauung nicht Platz greife, als sei die Bühne ihrem hohen Beruf, eine Bildungsanstalt zu sein, untreu geworden, als sei die dramatische Kunst lediglich „milchende Kuh." Wir sind weit entfernt, einer Theaterdirektion zuzumuthen, daß sie sich für den theuern Ruhm, echte Kunstprinzipien zu vertreten, materiell aufopfere, aber wir sind andererseits noch viel weiter davon entfernt, zu glauben, daß die Bühne materiellen Vortheilen die Kunst opfern dürfe. Es muß einen Mittelweg geben, auf welchem nach beiden Seiten hin Befriedigung erreicht werden kann — das „Zugstück" mag kultivirt werden, aber höchstens so, daß es die Hälfte des Repertoirs, nicht das ganze Repertoir für sich in Anspruch nimmt. Es wäre thöricht, die Birch-Pfeifferschen Stücke völlig von der Bühne verscheuchen zu wollen, sie sind immerhin geeignet, ein Bild von derjenigen Produktion zu geben, welche man „Mache" oder dramatische Fabrikarbeit nennt. Sie sind sogar lehrreich, aber im negativen Sinn; sie zeigen, wie Kunstdramen nicht sein sollen, und das zu erfahren, ist auch ein Gewinn. Aber als Pfeiler und Stütze eines Repertoirs wirken sie auf den Kunstgeschmack des Publikums geradezu schädigend und nicht nur auf das Publikum, sondern auch auf das Theaterpersonal. Jede Einseitigkeit rächt sich. Gewöhnt sich das Bühnenpersonal erst daran, in starken nervenerschütternden Effekten das Wesen der darstellenden Kunst zu suchen, so wird es sehr bald jene feineren dramatischen Wirkungen, die auf Herz und Geist berechnet sind, zu üben verlernen. Wir haben dafür einen schlagenden Beleg in der Darstellung der „Journalisten" gehabt, welche wir nicht anders denn als eine mißlungene zu bezeichnen vermögen. Wir enthalten uns, der einzelnen Leistungen Erwähnung zu thun, denn die Hochachtung, die wir gerade vor diesem besten Erzeugniß der deutschen Lustspielmuse empfinden, hindert uns, „infandum renovare dolorem." Das waren keine Journalisten, die geschäftig am Rade der Zeit stehen, um es nach Kräften großen Menschheitsidealen zuzurollen, das waren die „Körner nicht, aus denen auf dem Mühlrad der Zeit ein gutes Mehl gemahlen" wird. Niemals darf ein Drama so selbstgefällig auf dem Soccus alltäglicher Prosa einherschleichen, daß die Illusion verschwindet, als ob diese Personen wirklich diese Handlung getragen haben könnten. Dies aber war der Eindruck der Vorstellung, daß der vom Dichter gewollte Vorgang mit diesen Trägern in der Wirklichkeit sich nicht abspielen könnte.

Besser von Statten ging Offenbachs „Blaubart", weil bei dem parodistischen Charakter die künstlerische Verwendung der Lichter nicht so sehr in Frage kommt. Vor allen Dingen gebührt der Kapelle lobende Erwähnung; sie entledigte sich ihrer Aufgabe korrekt und mit Hingebung. Die beste Vertretung fand außerdem die Partie der „Boulotte" durch Frln. Mummenthey. In gesanglicher Beziehung hat diese Sängerin die freundlichen Erwartungen, welche sie von Anfang an erweckte, nicht getäuscht; aber auch den mimischen Theil ihrer Rolle hat sie in befriedigender Weise bewältigt und sie hat Anspruch auf die Anerkennung, daß sie in sichtlichem Fortschreiten ihr dramatisches Spiel gebildet und gefördert hat. An Beifall hat es ihrer „Boulotte" deswegen auch nicht gefehlt. Wenn auch nicht denselben, so doch maßvollen Ansprüchen genügte auch Herr Grahl als „Blaubart". Freilich fehlte es hie und da grade an dem parodistischen Muthwillen der Rolle und auch die Stimme wollte nicht überall mit den Anforderungen der Partie gleichen Schritt halten, doch muß der Ernst und die Hingebung an die Aufgabe anerkannt und die Ueberzeugung ausgesprochen werden, daß Herr Grahl allmälig die Höhe berechtigter Ansprüche erklimmen wird. Herr Raberg (Graf Oscar), der Offenbachschen Muthwillen mit Meyerbeerscher Grandezza singt, wetteiferte mit Herrn Hintze (König Bobesch), (der übrigens mehr einen Hanswurst, als einen König zu Wege brachte), wahrhaft ordnungswidrige Kalauer zu improvisiren, die meistens zwar alt, aber auch abgenutzt waren. Die Ausstattung ließ nichts zu wünschen übrig und gegen eine Wiederholung des Stückes mit Weglassung der gerügten Uebelstände bleibt nichts einzuwenden.

—m.

Die Frauen auf dem deutschen Parnaß.

Von Wilhelm Goldbaum.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der sozialen Bewegung ferner stehen Ottilie Wildermuth und Elise Polko. Die erstere ist konservativ; sie thut, als wenn es gar keine Frauenfrage gäbe; die Familie ist ein Adyton, in dem alle Konflikte schweigen, Liebe, Frömmigkeit und christliche Zucht sind das Palladium — Romane für den Thee- und Kaffeetisch, wo zuweilen in dem unermüdlichen Klatsch eine Kunstpause eintritt und der kalmirende Genuß einer Strickstrumpfnovelle die erregten Gemüther besänftigt. Elise Polko giebt kleine novellistische Kinkerlitzchen, in der Ausführung sauber, aber in ihrer Gesammtheit farb- und zwecklos. „Es ist der Geist, der sich die Form erschafft." Bei Elise Polko ist's umgekehrt und das ist ein Verdikt. Ob ein paar zierlich ausgestattete Maroquinbändchen mehr oder weniger die Nipptische unserer Frauenboudoirs beschweren, ist gleichgiltig; unsere Zeit ist rauh und ernst; Werkthätigkeit ist ihr Kriterium. Wer schreibt, muß mehr wollen, als blos den guten Unterhalter spielen; es muß ein Rest von jeder Lektüre im Gemüth des Lesers zurückbleiben und dieser Rest ist: das dringende Begehren nach tüchtigem Verständniß der Gegenwart und nach energischer Betheiligung an ihren Bestrebungen. So wenigstens verstehen wir die Aufgabe des modernen Romans, und unsere Darstellung desselben, soweit er in den Händen von Frauen ist, hat sich auch nur auf diejenigen Produkte beschränkt, in denen diese Tendenz bemerklich war. Der bisherige Verlauf unserer Darstellung wird über unsere Maßstäbe und Kunstprinzipien keine Unklarheit gelassen haben. „Die Dichtung im Dienste der Geschichte" — heißt der oberste Grundsatz, der das Urtheil leitet; Dauerndes wird sich überdies wenig aus unserer zeitgenössischen literarischen Produktion in die Zukunft hinüberretten; so sei sie denn wenigstens eine zuverlässige Quellensammlung für den Forscher, der in späteren Tagen die kulturhistorischen Momente unserer Epoche sucht und zusammenträgt. Daß er Stoff genug und zuweilen werthvollen Stoff aus den Romanen unserer Frauenwelt wird schöpfen können, ist ein siegender Beweis, wie unsere Zeit, ernst und energisch, alle produktiven Kräfte in Bewegung setzt und verwerthet. Zu wackerer Arbeit wird auch die Frau herangelassen, und über Mangel an Anerkennung kann sich ihr Streben nicht beklagen.

Die Frauen wissen dies auch recht wohl, darum begeben sie sich mit Vorliebe auf das Gebiet des Romans, in welchem nicht nur eine größere Ablagerung kulturhistorischen Materials, sondern auch die Betheiligung an der Diskussion der brennenden Zeitfragen ermöglicht ist. Beträchtlich geringer ist die Anzahl und der Werth derjenigen Produktion, welche die Frauen neuerer Zeit im Bereich der Lyrik, des Dramas und des Epos entwickelt haben. Wir haben den breiten Strom, in welchem der Frauenroman unsere Dichtung durchzieht, ungehemmt vor dem Auge des Lesers vorbeirauschen lassen, nur in leichten Strichen werden wir ein Bild von der anderweiten literarischen Bethätigung des schöneren Geschlechts zu entwerfen suchen.

Von allen Dichtungsarten darf das Drama am unbedingtesten sich der Ehre rühmen, das Interesse der Damenwelt erregt zu haben, denn in seinem Schooße arbeitete die älteste, die fruchtbarste und die vornehmste deutsche Dichterin. Die älteste — jene bereits erwähnte Gandersheimer Nonne Hroswitha, die fruchtbarste — brauchen wir den Namen erst zu nennen? Erräth die Leserin nicht sofort, daß wir die Frau Charlotte Birch-Pfeiffer im Sinne haben? dieses Phänomen an Fruchtbarkeit, von dem selbst jenes Platen'sche Wort: „er schmierte, wie man Stiefel schmiert, trotz Calderon und Lope" noch wie eine exquisite Eloge klingt? diese unermüdliche Dechartirungsmaschine, der nichts zu schlecht oder zu gut war, als daß es nicht zu einem Drama hätte „eingerichtet" werden können? Ja, wenn man die Frauen nur nach ihrer Fruchtbarkeit taxirte! Wieviel solcher dramatischer Wechselbälge mag sie nur in die Welt gesetzt haben, die gute Frau Birch? Wissen Sie's vielleicht, meine Leserin? Nein? Ich auch nicht. Doch ich glaube einmal gehört zu haben, es wären ihrer gerade so viele, als bis jetzt Planetoiden entdeckt worden sind — und das mögen wohl an die achtzig sein. Recht respektable Sprößlinge, meistens aus guter Familie adoptirt, z. B. „Hinko, der Henkersknecht" stammt direkt von Ludwig Storch ab, der „Scheiben-Toni" von Spindler, die „Grille" von George Sand, die „Waise aus Lowood" von Currer Bell, der „Herr Studiosus" von Levin Schücking, die „Frau in Weiß" von Wilkie Collins. Nur etwas sentimental ist das Pack und abenteuerlich mitunter gegen alle polizeilichen und kritischen Reglements Doch das ist alles unerheblich; die Hauptsache ist, daß die Birch eine Zeit lang das deutsche Theater beherrschte. Armes deutsches Theater! Was ist dir schon zugemuthet worden seit der Zeit, daß Lessing daran verzweifelte, eine deutsche Nationalbühne herstellen zu können! Und wie wenig anders ist's geworden! Vielleicht ist jetzt der Augenblick nicht fern, daß auch auf den Brettern, wie auf der Wahlstatt, deutsches Geistesleben Siege erficht. Das walte Gott! — Welch ein Geschmack, der diese Birch'schen Stücke auf die Dauer vertragen konnte! Eines derselben, das Zeitbild „Iffland" umfaßt eine Handlung, die 31 volle Jahre dauert; ein anderes „Nacht und Morgen" spielt 12 Jahre lang; ohne Vorspiel geht's fast nirgends ab und im Nachspiel „setzt sich — um mit Schiller zu sprechen — das Laster zu Tisch, wenn sich die Tugend erbricht." Wahrhaftig! die Goßmann hätte nicht als „Grille" so liebenswürdig und reizend sein sollen, daß man's ihr wenigstens gründlich hätte verargen können, weil sie die Frist der Birch-Pfeiffer auf der deutschen Bühnen

nicht verloren!" — Weiter sagte der Redner: „Ich komme als der Ueberbringer einer guten Botschaft. Unter den drohenden Zwistigkeiten der Kirche und des deutschen Reiches, sorgt nicht, daß unter unserer Geistlichkeit ein Dissens über unsere nationale Sache eintreten könnte. Mehr als einer unserer Geistlichen gab mir, indem er mir heimische Erde anvertraute, den Wunsch mit auf den Weg: „Geh und bringe den ruthenischen Brüdern Worte des Friedens', der Bruderliebe und der Einigkeit." — Heut war ein gemeinsames Fest im Schützengarten. Eine Menge von Telegrammen wurde verlesen, u. A. eins von der Redaktion des „Dziennik Poznanski", von polnischen Bürgern der Städte Gnesen, Miloslaw u. s. w. Die Reihe der Toaste wollte nicht enden. Schließlich ward noch eine Kollekte für das zu errichtende polnische Theater in Posen veranstaltet. Die Gleichgültigkeit, welche der galizische Adel und der wohlhabende Bürgerstand der Feier gegenüber beobachtete, dauerte auch heute fort und wird auch wohl morgen, am Schlußtage, nicht schwinden, und all das geräuschvolle Treiben kann nichts an der alten Wahrnehmung ändern, daß Einigkeit der Polen schwächste Seite sei.

Schweiz.

Der schweizerische Gesandte in Paris ersucht, schweizerische Arbeiter, die in der Hoffnung daselbst Arbeit zu finden, sich nach Paris begeben möchten, davon abzumahnen. Schon viele junge Leute aus allen Theilen der Schweiz, namentlich aus Genf, seien in der gleichen Erwartung, vielleicht durch schlecht unterrichtete Gewährsmänner irregeleitet oder auch durch thörichte Neugierde getrieben, hingekommen, Tage lang der Arbeit auf den verschiedensten Nachweisungsbureaux nachgelaufen und nachdem sie ihre bescheidenen Mittel erschöpft hatten, auf der Gesandtschaftskanzlei erschienen, um Unterstützung für ein ferneres Verbleiben oder zur Heimkehr zu erbitten.

Frankreich.

Ueber die Frage wegen Verlängerung der Vollmachten des Herrn Thiers nach ihrem inneren Zusammenhange mit der jetzigen Lage des Landes schreibt man der „Kr. Z.":

„Es unterliegt heute keinem Zweifel mehr, daß das Projekt des linken Zentrums in seiner jetzigen Gestalt, im Einverständniß mit den Führern der gemäßigten Linken, von Thiers selbst hervorgerufen worden ist. Der Präsident des Ministerrathes war es müde geworden, seine Stellung und seinen Einfluß Angesichts der wachsenden Zahl der Meinungsdifferenzen mit der Mehrheit der Nationalversammlung bei jedem Anlaß aufs Neue in Frage gestellt zu sehen. Es galt ihm daher vor Allem, seine Stellung zum Lande und zur Kammer in ein klares Verhältniß zu bringen, um so mehr, als es ihm keineswegs entgangen war, daß sich im Schooße der Majorität eine Fraktion zu bilden begann, welche das Dogma seiner Unentbehrlichkeit nur noch mit sehr skeptischem Auge betrachtete. Die Vorliebe des Hrn. Thiers für die Verfassung des Jahres VIII, d. h. für die Institutionen des Konsulats, sind bekannt, und so nahm er denn vor Allem darauf Bedacht, daß in dem Antrage, welcher seine Macht auf mindestens drei Jahre konsolidiren sollte, ihm die Gewalt und Stellung eines ersten Konsuls, nicht aber diejenige eines parlamentarisch regierenden Staatsoberhauptes zuerkannt würde, dessen politisch-eingreifende Wichtigkeit von der Bedeutung des Chefs eines verantwortlichen Ministeriums stark in den Hintergrund hätte gedrängt werden können. Die Linke ließ sich das gern gefallen. Ist sie doch überhaupt viel weniger parlamentarisch, als jakobinisch gesinnt. Sie theilte nicht die dezentralistischen Ideen der Kammer-Mehrheit, sie sah die republikanische Staatsform durch die Ernennung des Hrn. Thiers zum Präsidenten der Republik auf mindestens drei Jahre vor jedem monarchischen Majoritätsbeschlusse gesichert; sie hoffte durch diese Induzirung der Republik dieselbe zum „gouvernement établi" zu machen und so den Bürger und Bauer der Provinz an den solcherweise geschaffenen Zustand zu gewöhnen; sie erkannte, daß nur auf diese Weise die Bildung eines parlamentarischen Majoritäts-Kabinets umgangen werden und Thiers in der Wahl seiner Räthe aus ihrer Mitte nicht beschränkt werden könne; kurz, sie fand so viele private Vortheile in diesem „Bruch" des Paktes von Bordeaux, daß sie sich keinen Augenbick besann, mit beiden Händen zuzugreifen und den Vorschlag in möglichst annehmbarer Form auf den Tisch des Hauses zu bringen. Der großen Mehrheit der National-Versammlung war natürlich damit keineswegs gedient. Sie ist vor Allem der parlamentarischen Staatsform, d. h. der konstitutionellen Mojoritäts-Regierung, zugethan, und wenn sich die Orlenisten, Fusionisten, Legitimisten und Krypto-Bonapartisten, aus denen sie besteht, sich auch über den Namen des Monarchen noch nicht zu einigen wußten, der ihre Ideale verwirklichen sollte, so erblickte sie doch in der Republik nach dem Vertrage von Bordeaux nur ein Mittel, ihre dezentralistischen, parlamentarischen, liberal-konservativen Neigungen praktisch zu verwerthen und der Rückkehr jedweden persönlichen Regiments — mochte es kaiserlich oder jakobinisch sein — mit Entschiedenheit vorzubeugen. Wie schon erwähnt, spaltet sich diese Majorität außer in drei politische Fraktionen auch noch in zwei verschiedene Meinungen, die hier namentlich in Betracht kommen. Die Einen halten Thiers bereits für verbraucht, abgethan und leicht ersetzlich, und sie scheinen dem Losungswort zu folgen, welches durch den Mund Changarnier's der Herzog von Aumale zu ertheilen weiß. Die Anderen halten die Zeit des offenen Bruchs weder mit Thiers noch mit der republikanischen Staatsform für gekommen, und sie lassen sich von den vorsichtigen Rathschlägen leiten, die Herr St. Marc-Girardin, als Vertrauter des Grafen von Paris, ertheilt. Die eifrigsten Legitimisten und Klerikalen gehören meist der erstgedachten Kategorie an. Beide Parteien aber wollen von einer Verlängerung der Thier'schen Regierungsvollmacht auf bestimmte Zeit nichts hören oder doch nur dann, wenn der künftige Präsident der Republik sich denselben politischen Maulkorb anlegen läßt, den der konstitutionel-parlamentarische Mustermonarch sich nach den Ansichten der Doktrinäre zu tragen entschließen muß. Damit ist nun begreiflicherweise Herrn Thiers wenig gedient, und so ließ er denn im Stillen alle seine persönlichen Freunde los, welche mit seinem Rücktritt drohen und die Stabilisirung der Regierungsgewalt auch Deutschland gegenüber als eine durchaus zwingende Nothwendigkeit darstellen mußten. Da kam die Sonnabendsitzung, in welcher Herr Rivet endlich den Antrag des linken Zentrums einbrachte. Und plötzlich — Jedermann unerwartet — fand die Rechte ein Mittel, den Stoß, der sie zu vernichten drohte, in glänzender Weise zu pariren, indem sie durch Herrn Adnet einen Gegenantrag einbrachte, der sich darauf beschränkte, Herrn Thiers das unverminderte Vertrauen der Versammlung auszudrücken und ihm die in Bordeaux verliehenen Vollmachten aufs Neue zu bekräftigen. Herr Thiers selbst erkannte sofort die ganze Tragweite dieses parlamentarischen Taschenspielerkunststücks, dessen Außenseite nicht minder schmeichelhaft für ihn war, als der Antrag des linken Zentrums, und so sah er sich denn in eigener Person gezwungen, gleichzeitig für die Dringlichkeit beider Anträge zu plaidiren, um so auf alle Fälle nicht durch den endlichen Ausgang, den auch er mit Sicherheit nicht vorherzusehen vermag, in keiner Weise kompromittirt zu werden. Man muß eingestehen, daß die Taktik der Majorität in dieser Beziehung eine eben so wohlberechnete, als überraschende und glückliche war, besonders da sie Feingefühl genug besaß, den weitergehenden Antrag eines ihrer enfants terribles, des Herrn von Belcastel, von vornherein fallen zu lassen. Am nächsten Donnerstag soll nun die Verhandlung in öffentlicher Sitzung über den Rivet'schen und Adnet'schen Vorschlag Statt haben, und man kann sicher sein, daß bis zu diesem Tage die parlamentarischen Kabalen freiesten Spielraum haben werden. Beharrt Thiers auch nach dem Adnet'schen Antrage auf seiner Drohung, zurückzutreten, fals ihm die dreijährige Verlängerung seiner Amtsgewalt verweigert wird, so kann es ihm gelingen, die beiden Elemente innerhalb der Rechten zu sprengen und diejenigen in die Minorität zu bringen, welchen seine „Unersetzlichkeit" kein Dogma mehr ist. Dann würden sich, um das Aeußerste eines Personenwechsels im Staatsoberhaupt zu vermeiden, die 90 Gesinnungsgenossen St. Marc-Girardin's wahrscheinlich vom Gros der bisherigen Mehrheit trennen und durch ihre Lossagung die Wage nach der anderen Seite zu sinken machen. Besteht dagegen Thiers nicht auf seiner Rücktrittsdrohung, so ist Alles zu einer Abwerfung des Rivet'schen Antrages angethan, wonach das platonische Vertrauensvotum des Herrn Adnet mit immenser Mehrheit angenommen werden würde, weil ja alsdann — nach der Niederlage ihrer eigenen Motion — auch die gemäßigte Linke dafür stimmen müßte. Wie aber auch die Entscheidung fallen möge — der Unbetheiligte muß sich sagen, daß weder die eine, noch die andere Eventualität auf den Wiederaufbau und auf die Reorganisation Frankreichs, in dem Sinne wie sie Stein und Scharnhorst nach 1807 in Preußen vollzogen, den mindesten Einfluß haben würde. Und was das Eigenthümlichste ist, die Versammlung sieht sich von rechts und links gleichzeitig mit konstituirender Gewalt ausgestattet, nachdem ihr der Charakter einer Konstituante abwechselnd von den Republikanern und den Monarchisten, je nach dem momentanen Aussichten jeder Partei, ausdrücklich aberkannt worden. So wenig ist es den französischen Politikern um den Kern der Dinge, und so sehr ist es ihnen um die Förderung ihrer Privat-Interessen, Neigungen und Steckenpferde zu thun."

Ein heftiger Artikel der „Patrie" unter der Ueberschrift: „Herr Ranc im Munizipalrathe von Paris", hat gestern viel von sich reden gemacht. Herr Ranc ist am letzten Donnerstage in der Rathssitzung erschienen und hat Platz auf seiner Bank genommen. Es war das erste Mal, und sein Erscheinen, nachdem die Sitzung lange geöffnet war, rief unter seinen Kollegen eine gewisse Aufregung hervor. Er war bereits seit einiger Zeit Gegenstand der heftigsten Angriffe Seitens der monarchischen Blätter gewesen. Nun bemerkte das „Siècle" in seinem Berichte über jene Sitzung, daß Herr Ranc von seinen Freunden warme Glückwünsche erhalten habe. Diese Worte gaben der „Patrie" Anlaß zu einem Artikel gegen die Versailler Regierung, der in Heftigkeit an die Angriffe der „Marseillaise" gegen die kaiserliche Regierung erinnert. „Weßhalb", fragt die „Patrie", „soll man sich über die Freunde Ranc's entrüsten? Ist nicht die gesammte Regierung seine Beschützerin und Freundin? Ist nicht Herr Dufaure, welcher ihn nicht gerichtlich verfolgen will, ist nicht Jules Simon, der ihn mit Aufmerksamkeiten überhäuft, ist nicht Herr de Ladmirault, der seinen Aufenthalt in Paris kennt und ihn beschützt, ist nicht Herr Léon Say, der nicht gegen seine Wahl protestirt, ist nicht die Mehrzahl des Pariser Munizipalraths, nicht die National-Versammlung, in der sich kein Deputirter befindet, um den Siegelbewahrer zu interpelliren — sind sie nicht alle Freunde von Herrn Ranc? Entweder richte man eine Bittschrift an die Versammlung, oder man verfolge Herrn Dufaure, den Minister der Justiz, der alle seine Pflichten vernachlässigt, indem er Herrn Ranc nicht verhaften läßt, trotzdem daß derselbe vom 26. März bis zum 7. April Mitglied der Kommune gewesen ist." Sodann greift die „Patrie" die Regierung an, weil sie die Nationalgarden in den Städten der Departements, welche die „Patrie" als „Föderirte der Provinz" bezeichnet, nicht aufhebe. Sie ruft der konservativen Partei zu, sie werde von gewissen Ministern verrathen. Wenn man nicht auf der Hut sei, so sei Frankreich verloren und werde in zehn Jahren ein zweites Spanien, ein zweites Mexiko sein. Die „Patrie" schließt ihren heftigen Ausfall, welcher der Sache nach gegen Thiers selbst gerichtet ist, folgender Maßen: „Der Weg des Verfalls ist abschüssig! Vor einem Jahre waret ihr auf der Spitze des Berges, jetzt seid ihr in der Mitte, und morgen werdet ihr euch, wenn ihr nicht Acht habt, in der Tiefe befinden." Die betreffende Auflage der „Patrie", schreibt man der „K. Z.", war im Nu ausverkauft. Der Seinepräfekt schickte schleunigst einige Nummern nach Versailles, und dasselbe that General de Ladmirault durch eine eilfertige Staffette. Wenn die konservative Partei fortfährt, mit gleicher Heftigkeit auf die Verhaftung des Herrn Ranc zu dringen, wobei sie den Beifall der ganzen konservativen Partei hinter sich hat, so wird der Justizminister sich in einer grausamen Verlegenheit befinden.

Ein vernünftiger Artikel in einem französischen Blatte ist ein weißer Rabe, der immer bemerkt zu werden verdient. Im Feuilleton des „Constit." schreibt Jules Richard aus Anlaß des kürzlich erschienenen Buches des General Chanzy: „In meinen Augen ist Eines noch schlimmer als die Niederlagen, daß man sich nämlich die Nieder-

---

verlängern half. Beim Himmel! es ist nicht erbaulich, wenn ein Weib, nichts weiter versteht, als Strümpfe stricken und den Kochlöffel rühren: aber es ist widerlich, diese Industrie zu betrachten, mit welcher hier dem Bedarf des sonntäglichsten Galleriepublikums zu Liebe gearbeitet ward — wer hilft hier über den Spott gegen die Frauenliteratur hinweg?

Der ältesten und der fruchtbarsten gesellt sich im Drama auch die vornehmste deutsche Dichterin hinzu: Prinzessin Amalie zu Sachsen, bekannt auch unter ihrem Pseudonymon Amalie Heiter. Es ist wenig high-life in ihren Stücken „Lüge und Wahrheit", „der Oheim", „der Majoratserbe" — im Gegentheil, es herrscht ein recht bürgerlicher Ton vor und die Tugenden des Mittelstandes werden auf Kosten der Aristokratie in ein vortheilhaftes Licht gestellt. Die vornehme Dichterin steht zwar in der Hauptsache außerhalb der Zeitbewegung, aber mit ihrer Tendenz die Familie zu glorifiziren, stellt sie sich — „Wahrheit und Lüge wurde 1833 aufgeführt — in Gegensatz zu jenem revolutionären Windstoß, welchen die Julirevolution nach Deutschland herübergefegt hatte und welcher seinen vernichtenden Hauch auch auf die Heiligkeit der Penaten auszuathmen drohte. Doch ist nicht zu leugnen, daß an der Herzogin-Dichterin ein gesünderes geistiges Leben zu bemerken ist, denn an allen den losgelassenen Prophetinnen, welche gleichzeitig in die bestehenden Gesellschaftsformen Bresche zu schießen suchten.

Wir könnten hier noch eine mäßige Reihe von Namen anfügen, die eines mehr oder minder guten Klanges sich erfreuen, könnten Gisela von Arnim, Anna Löhn u. s. w. nennen, doch bedünkt uns, als ob dem Hauptzweck dieses Artikels, den Rapport zwischen Frauendichtung und Zeitgeschichte bloßzulegen, im Rayon des Dramas bereits Genüge geschehen und daß wenig mehr zur Aufklärung der Sache hinzuzufügen sei. Wir verabschieden uns daher vom Drama, um uns en passent mit epischen Dichterinnen bekannt zu machen. Der Roman ist durch sehr nahe Verwandtschaftsbande mit dem Epos verknüpft und man sollte meinen, wenn dort die blühendsten Dichterlorbeern von den Frauen gepflückt wurden, so müsse auch hier ein Gebiet sein, auf dem die weibliche Produktivität genießbare Früchte zu zeitigen im Stande sei. Doch dem ist nicht so. Das Epos in seiner strengen, kunstgliedrigen Geschlossenheit gestattet der Frau nicht, sich beliebig in Details zu ergehen, hie und da abzuschweifen, eine Blume am Wege zu betrachten, träumerisch dem Lauf eines Bachs zu folgen und die Hauptstraße zu verlassen. Der Epiker muß „bei der Stange bleiben" und dies ists, was die Frau, die sonst ja so vieles vermag, seltsamer Weise nicht kann. Wenn wir daher überhaupt epischer Versuche erwähnen, die von Frauen ausgegangen, so mag man uns das nicht minder als Courtoisie, denn als Gerechtigkeitsgefühl auslegen. Eigentlich vermissen würde man in dieser Darstellung weder Adelheid von Stolterforth, noch Louise Brachmann, letztere auch dann nicht, wenn ein und die andere Leserin, in Erinnerungen an die Schulbank versunken, den großen Augenblick noch einmal durchlebte, da sie in pathetischem Diskant die Frage heraussprudelte: „Was willst Du, Fernando, so trüb und bleich?" Dagegen würden wir uns einer Unterlassung schuldig machen, wenn wir einer kranken Dichterin im Rheinland vergäßen, die mitten in den Qualen körperlichen Leidens ihre poetischen Inspirationen zu epischen und lyrischen Gedichten formt. Wir meinen Katharina Diez, die gegenwärtig Ehrenstiftsdame des adeligen Stiftes Kuppel ist. Die Diez ist eine feine, geläuterte Frauenseele, an deren goldreines Empfinden ein trüber Hauch sich ansetzt, eine düstere Reflexion, die aus dem Born irdischer Leiden schöpft. Ihr letztes Epos ist — glauben wir — „Agnes Bernauer" aus dem Jahre 1857, darin viel sinnige Poesie und feiner erfinderischer Takt zu rühmen sind.

Hier möchten wir am liebsten ein wenig rasten, denn wir stehen vor einem schweren Stück Arbeit. Die Frauen und die Lyrik! Welche gebildete deutsche Frau hätte in den letzten fünf Dezennien kein Gedicht gemacht! Und was für ungebildete Gedichte mitunter! Gereimt und ungereimt, gemessen und unmeßbar, empfunden und kokettirt! Doch es sei fern von uns, die weibliche Eitelkeit deswegen vor ein Forum zu ziehen. Es war der Bildungsdrang der Zeit und — die prosodische Lektion in den Töchterschulen, welche solches Unheil verschuldeten. Das Weib ist selber ein Gedicht, das Hohelied der Schöpfung, das dazu da ist, um uns Männern immer nur als Schönheitsideal zu leuchten; es soll sich besingen lassen, und dazu sind wir ja allezeit eifrigst bereit; in jedem Commis voyageur steckt ja heutzutage ein „Frauenlob", aber — pardon! — selber dichten sollte das Weib nur in Ausnahmefällen, und diese Ausnahmefälle treten nur dann ein, wenn das Talent vorhanden ist. Darüber freilich läßt sich streiten, was lyrisches Talent und was bloßer Dilettantismus ist, und wir unsererseits wagen es nur mit der größten Zaghaftigkeit, unseren Grundsatz zu verrathen, daß das weibliche Gemüth zwar tief, recht tief empfunden, aber nur sehr selten zugleich die Form erzeugen kann, die doch zu einem guten Gedichte nothwendig gehört. Hundert gedruckte lyrische Dichterinnen wie an einem Schnürchen herunterzuzählen, sollte uns ein Leichtes sein; es würden darunter gewiß wohlakkreditirte Namen sein, Namen, die in keinem „Blüthenkranz deutscher Dichtung" fehlen dürfen. Aber mein Gott! was ist das für ein wandelbares Ding, was man so den Beifall des Publikums nennt? Vor zehn Jahren sprach man von den Liedern der Pauline Schanz; der Auguste Kurs, Agnes le Grave, Mathilde Raven — wer spricht heut noch davon? Die Tage der Lyrik sind überhaupt vorbei. Komplizirteres Leben — komplizirtere Dichtung!

Ungerecht wäre es nur, die wirklichen lyrischen Talente zu verschweigen. Von Annette von Droste-Hüllshoff zu reden, ist eine Freude; eine so groß angelegte Poetennatur, herb und hart, wie ihre Heimath, die „rothe Erde", aber tiefsinnig und von einem plastischen Gestaltungsvermögen, daß ihre Figuren leibhaftig vor unsere Seele stehen — eine solche Natur wiegt eine ganze Generation mittelmäßiger Poeten auf. Schüchterner ist unsere Verehrung für Ida v. Düringsfeld, deren Gedichte meistens sich auf der großen Heerstraße halten, auch wohl ein wenig Prosa mit unterlaufen lassen. Aber — Eines müssen wir der Düringsfeld als höchstes Lob nachsagen: sie hat Courage und spielt mit ihrem Empfinden kein Versteckens. Das hat sie gezeigt, als sie mit einem schönen Gedichte für Georges Sand eintrat, zu einer Zeit, da man in aristokratischen Kreisen sich zu entehren fürchtete, wenn man den Namen dieser „unsittlichen Person" aussprach.

> Wenn Du nicht bist, wie wir, und nicht ertragen
> Und lächeln willst, es ist nicht Dein Verschulden;
> Du kannst es nicht. Drum kämpf'st Du, wo wir dulden,
> Und sprengst die Fesseln, die wir still ertragen.
>
> — — — — — —
>
> Doch Jene, die Dich richten und verdammen,
> Was wissen sie von Dir und Deinem Geiste?
> Schlug in ihr Herz, das öde, das vereiste,
> Ein Funke je von Deines Herzens Flammen?

Das war brav von der deutschen Dichterin, und wenn wir ihr auch manche lyrische Sünde nachrechnen könnten, um dieses lebhaften Gefühls für die Gottgesandtheit des Genius willen muß ihr vergeben werden. Die Absolution, deren Gräfin Ida Hahn-Hahn als lyrische Dichterin und Nachahmerin Heines so bedürftig wäre, ist bereits im Kloster ertheilt worden; doch ist der Aristokratin auch ein Lied zu verdanken, das tief ins Volk gedrungen ist: „Ach, wenn Du wärst mein eigen!" Mancher unserer Leserinnen wird diese Thatsache neu und vielleicht auch — drollig sein. Ida Hahn und ein Volkslied — wie wunderbar die Gegensätze spielen!

Für die bedeutendste unter den modernen Lyrikerinnen halten wir ohne Einschränkung die Oesterreicherin Betty Paoli (mit ihrem eigentlichen Namen Elisabeth Glück). Düstere Grundfarbe, Entsagung an allen Ecken und Enden, Leidenschaftlichkeit bis zur Weißglühhitze, aber Wahrheit der Empfindung und Form — daß sind die Qualitäten dieser Poetin.

> Ich dichte nicht in frohen Stunden —
> Mein Leben ist an ihnen leer!
> Ich dichte nicht, um zu gesunden —
> Genesung giebt's für mich nicht mehr.

Und was hat diesen Jammer in der Seele der Dichterin hervorgebracht? Unglückliche Liebe! Ja wohl! à vingt cinq aus le coeur se brise, ou se bronze. Betty Paolis Herz ist nicht gebrochen, aber es blutet unaufhörlich.

> Wenn Liebe starb, was soll der Liebe Zeichen?
> Ihr Herrlichstes, wir haben es erfahren,
> Jetzt laß mich dir die Hand zum Abschied reichen.

Und so wandelt sie einsam, aus ihren Erinnerungen eine trübe Weltanschauung nährend und immer wieder befruchtend. Doch nicht monoton ist dieser Schmerz, es ist nicht der landläufige Weltschmerz, der nur winselt, weil er sich dabei wohl fühlt; es ist ein heiliges Weh, das die Dichterin zur Märtyrerin macht an dem urewigen unsterblichen und schönsten Besitz der Menschenseele, an der Liebe.

Hier wollen wir Halt machen, denn was zu viel ist, ist vom Uebel. Wir haben uns der strengsten Unparteilichkeit beflissen; nicht Neid auf die Erfolge, noch Mißgunst über die wachsende Geltung der dichtenden Frauen hat uns die Feder geführt. Suum cuique! ist unsere Maxime allen gesellschaftlichen Bestrebungen gegenüber, und wenn es wahr bleiben soll, daß Jeder schon hienieden das erreicht, was er verdient, so ziemt es, sich in Ehrfurcht zu beugen vor dem kolossalen Fortschritt, den die deutsche Frauenwelt seit dem vorigen Jahrhundert in gesellschaftlicher wie in intellektueller Richtung gemacht hat. Honny soit qui mal y pense!

lage nicht eingestehen will. Wenn ein Volk nicht verstanden hat, zu siegen, so soll es wenigstens verstehen, die Rolle des Besiegten zu spielen, und einer der größten Beweise für die Demoralisation der Franzosen liegt gerade darin, daß sie ihrem Unglück nicht in's Angesicht zu blicken und aus ihm eine Lehre zu ziehen wußten. In diesem Augenblick giebt es in Frankreich keinen kleinen Geschäftsmann oder Handwerker, der nicht überzeugt wäre, daß man den Krieg hätte fortsetzen und dem König Wilhelm seinen Schnurrbart herunterbrennen können. Wenn ihnen Jemand sagt, daß wir besiegt, ganz gründlich und gehörig besiegt worden sind, so möchten sie ihn am liebsten einen Verräther nennen, der sich an den Feind verkauft hatte. Unser Nationalstolz, von ganz unerklärlicher Eitelkeit getragen, will nicht zugeben, daß die große Nation einmal hinter sich selbst zurückgeblieben wäre. Und dann hat man die Geschichte von Frankreich und namentlich die Geschichte der Republik so sonderbar geschrieben, daß man es den Franzosen nicht verargen kann, wenn sie von ihren früheren Niederlagen nichts wissen. Die Geschichtschreiber haben ihnen gesagt, daß sie Sieger gewesen sind. Man hat mit Recht bemerkt, daß unsere Generale nicht ein Wort von Geographie verständen; aber man kann mit demselben Rechte behaupten, daß unsere Staatsmänner nichts von Geschichte verstehen. Wie dem auch sei, diesmal müssen wir zugeben: wir sind geschlagen worden. Mögen unsere Niederlagen auch ruhmvoll gewesen sein, wir sind geschlagen worden und wenn unsere Regierenden uns einen Dienst erweisen wollen, so mögen sie uns nicht zu trösten suchen, sondern im Gegentheil uns unaufhörlich von unseren Leiden und unseren Niederlagen sprechen. Nicht, indem es sich leicht tröstete, hat Preußen sich für Jena gerächt, sondern indem es sein Unglück ernstlich ins Auge faßte und arbeitete, um es wieder gut zu machen. Wenn Herr Thiers sich um das Vaterland verdient machen will, so bittet er seine Freunde von der Akademie, ihrem selbstgefälligen Lächeln und Jubiliren einen Dämpfer anzulegen; dagegen bestelle er bei einem tüchtigen Manne, z. B. beim Oberst Stoffel, eine kleine populäre Schrift, welche den Titel führe: „Was Preußen nach Jena that." Man lasse dieses Buch auf Staatskosten drucken und gebe es allen Schulkindern, die eine Prämie oder ein Akzessit erworben haben. Das wird besser sein, als wenn man beständig wiederholt: die Ehre ist gerettet. Nein, die Ehre ist nicht gerettet; nein, es giebt keinen Trost für unser Unglück; nein, wir sind nicht nur Besiegte, sondern obendrein ruhmlos Besiegte."

Bis zu welcher Höhe des Unsinnes und der Beschränktheit des gesunden Menschenverstandes die Phantasie eines Franzosen sich aufzuschwingen vermag, beweist ein Artikel aus der in Schanghai erscheinenden französischen Zeitung „Le Progrès" allwo es in Nr. 6. vom 25. April d. J. folgendermaßen heißt: „Wir hören ein gar merkwürdiges Gerücht, dem zufolge Preußen und China vor dem Ausbruch des deutsch-franz. Krieges und ehe die Metzelei in Tientsin stattgefunden, ein Offensiv- und Defensivbündniß unter einander abgeschlossen hätten. Sollte es der Plan Preußens gewesen sein, uns dadurch, daß es hier Verwickelungen so ernster Art ins Leben rief, die Nothwendigkeit einer kriegerischen Expedition in ein entferntes Land aufzulegen, während es gleichzeitig in Europa gegen uns zum Angriff schritt? Man beruft sich sogar auf gewisse Thatsachen, und wird behauptet, daß der Text des Vertrages, um ihn den neugierigen Blicken der Post zu entziehen, in den Koffern einer jungen Dame verpackt gewesen sei, welche gekommen, um sich mit ihrem in China befindlichen Bräutigam zu verheirathen." Also auch die Mordbrennerei in Tientsin vom 21. Juli v. J. war eine Intrigue des erfindungsreichen Bismarck, und eine junge Dame wird dazu ausersehen, den Vertrag zwischen dem Deutschen und und dem himmlischen Reiche in ihrer Hutschachtel nach Peking zu transportiren. Der scharfsinnige Progrès, Emil Lépissier, der diesen raffinirten Plan preußischer Bosheit glücklich ans Tageslicht gezogen, ist seines Zeichens ein Astronom und muß dieser Wissenschaft schon enorme Dienste geleistet haben, wenn seine Berechnungen der Gestirne ebenso ausgezeichnet sind, wie seine politischen Kombinationen.

Für die Lage der deutschen Truppen in den nächsten Umgebungen von Paris giebt folgende in Meaux ergangene preußische Kundmachung Zeugniß: 1) Jeder Zivilist, welcher nach 10 Uhr Abends in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen angetroffen wird, ohne mit einem besonderen Erlaubnißschein versehen zu sein, wird verhaftet. 2) Alle Cafés, Wirthshäuser u. s. w., mit Ausnahme des Hotel Grignon und des Café de l'Hotel de Ville, welche von den Herren Offizieren besucht werden, müssen um 10 Uhr Abends geschlossen werden. 3) Jede Versammlung von mehr als vier Personen wird verboten und die Zuwiderhandelnden werden verhaftet. Auf Befehl des kommandirenden Generals der 22. preußischen Division in Raincy.

Gez. v. Woyna.

Die gefangenen Insurgenten, welche sich auf dem Pontonschiffe „La Ville de Nantes" in Cherburg befinden, haben, mit Anknüpfung an die kürzlich unternommene Inspektionsreise Jules Simons und an dessen tröstliche Verheißungen, demselben ein Schreiben zugehen lassen, worin sie ihre gräßliche Lage schildern und um Richter bitten. „Viele Verhaftete", heißt es in diesem herzzerreißenden Schreiben, „schmachten, obwohl unzweifelhaft unschuldig und im Stande, dies durch die zuverlässigsten Zeugnisse achtbarer Personen zu beweisen, nun schon seit nahezu drei Monaten in dem Kerker. Die meisten derselben sind Familienväter, von denen mehrere sieben bis acht hungernde Kinder zu Hause haben. Andere sind Chefs von Geschäftshäusern, Werkführer, fleißige Arbeiter, die zum sichern Untergange verurtheilt sind, zumal nach einem Kriege, der bereits vorher ihre Lage so schwer gefährdet hatte." Bis jetzt — und es ist bereits ein Monat vergangen — haben die Reise von Jules Simon und die Versprechungen, die er nach allen Seiten spendete, noch keine Erleichterung des Schicksals dieser Unglücklichen zur Folge gehabt.

Das pariser Zuchtpolizeigericht hat wieder mehrere Personen, welche Stellen unter der Kommune angenommen hatten, zu verschiedenen Gefängnißstrafen verurtheilt. Die drei anderen Kriegsgerichte, die in Versailles sitzen, arbeiten ebenfalls sehr eifrig. Das erste Kriegsgericht verurtheilte drei Soldaten, die in den Reihen der Kommune gekämpft, zur Todesstrafe.

Man liest im „Journal des Debats": „Die Kommentare, zu welchen die Begegnung zwischen dem Kaiser Wilhelm und dem Kaiser Franz Joseph in Wels Anlaß giebt, dürfen nicht Wunder nehmen. Wie man weiß, sind in der That die beiden Souveräne nach Austausch der üblichen Artigkeiten in denselben Waggon gestiegen und zusammen nach Ischl gefahren, wo die österreichische Kaiserfamilie sie erwartete. Natürlich haben die Neuigkeitsjäger dieses Thema ausgebeutet, ohne daß es indeß erwiesen wäre, daß sie ihre Nachrichten über die politische Tragweite dieser ersten Begegnung anderswo, als in ihrer eigenen Einbildung schöpften. So spricht man schon von einer franz.-russischen Allianz als Gegenpartie der angeblichen Allianz der beiden Kaiser von Wien und Berlin. Das heißt indeß etwas stark ins Zeug gehen, denn es ist kaum anzunehmen, daß Bündnisse sich in dieser Art improvisiren lassen, zumal wenn man an das herzliche und vollkommene Einvernehmen denkt, welches während des letzten Krieges zwischen Rußland und Preußen herrschte und es allein Preußen möglich machte, den Kampf gegen uns auf's Aeußerste zu treiben. Die Vergrößerung Preußens und die Gründung des deutschen Reichs unter der Herrschaft des Hauses Hohenzollern waren von Rußland begünstigt, mithin vorhergesehen und angenommen worden. Es läßt sich also nicht absehen, warum auf die jüngst noch so herzliche Einigkeit nun plötzlich Kälte folgen sollte. Gewiß scheint bisher nur, daß die beiden Kaiser Ende September sich in Gastein noch einmal sehen, und daß die Herren von Bismarck und von Beust an dieser zweiten Begegnung theilnehmen sollen."

Die Zahl der französischerseits bei der Friedenskonferenz in Franfurt vorgebrachten Reklamationen mehrt sich, wie ich höre, von Tag zu Tag. Zunächst scheint es sich u. A. auch um das Verlangen der Auslieferung, resp. Freilassung derjenigen französischen Staatsbürger zu handeln, welche während des Krieges wegen schwerer Vergehen gegen die deutschen Truppen verhaftet und verurtheilt, sich noch Behufs Strafverbüßung in deutschen Gefängnissen befinden. In diese Kategorie gehören namentlich verschiedene Beamte, auch Souspräfekten, die, grober Attentate für schuldig erklärt, s. Z. sogar von Kriegsgerichten zum Tode verurtheilt, darauf aber vom Kaiser zu lebenslänglicher Haft begnadigt worden sind. Diese so Verurtheilten reklamiren die französischen Unterhändler jetzt mit einem gewissen Nachdruck. Ebenso werden verschiedene Wünsche Behufs neuer Grenzrektifikation auf französischer Seite mit großer Energie betrieben, und es scheint fast, als wenn man die so wünschenswerthe Zollbefreiungsverlängerung für die elsässische Industrie von der Gewährung dieser Grenzrektifikationen abhängig machen wollte. Unter diesen Umständen wäre es vielleicht nicht ganz unmöglich, auch auf deutscher Seite ein ähnliches Verfahren beobachtet zu sehen, so daß jedes fernere Zugeständniß, welches über den Urtext des Frankfurter Friedens hinausgeht, gleichzeitig mit der Gewährung von Konzessionen in Zusammenhang gebracht würde, die als Gegenleistung zu dienen hätten und als Verkörperung des französischen Wortes „donnant-donnant" anzusehen wären.

Versailles, 14. August. Die Verhandlungen des dritten Kriegsgerichtes begannen heut mit dem Verhör Courbet's. Präs.: Angeklagter Courbet, stehen Sie auf! Wann sind Sie in die Kommune eingetreten? Courbet: Am 26. April. Präs.: Damals waren schon die gehässigsten Dekrete erlassen worden: Das Dekret über die Geiseln, die Zerstörung des Hauses des Herrn Thiers und der Vendômesäule. Courbet: Ich habe keinen Antheil daran genommen. Präs.: Aber Sie wußten, daß diese Dekrete und so viele andere erlassen worden waren; Sie kannten die Plünderung der öffentlichen Kassen. Courbet: Ich habe mich in dieses Alles nur hineingemischt, um das Uebel zu verhindern, so viel es ging. Da ich meine Mission fortsetzte, die mir am 4. September anvertraut worden war, so glaubte ich, daß die Sache mit einer Versöhnung enden werde. Präs.: Mit einer Versöhnung mit Insurgenten? Courbet: Ohne Zweifel! Aber ich glaubte, daß man die Insurgenten als Kriegführende betrachten werde. Die Mission, von welcher ich Ihnen sprach, war eine große und schöne. Es handelte sich um die Bewachung aller Kunstgegenstände unserer reichen Sammlungen. Ich hatte ein Komite, welches man mir beigegeben, und mit der Unterstützung seiner Mitglieder sammelte ich Alles, was sich in Malmaison, Meudon und Sèvres befand. Aus Meudon hatte der Prinz Napoleon freilich schon Vieles wegbringen lassen. Wenn eine Masse schöner Kunstgegenstände gerettet wurden, so verdankt man es mir und meinem Komite. Ich ließ die Archive des Louvre versiegeln, wo sich 29 Kisten mit Waffen aus dem Mittelalter befanden; ich hatte Gründe, zu glauben, daß sie dem Kaiser nachfolgen sollten. Deßhalb wollte ich auch, daß bei ihrer Oeffnung ein Inventarium aufgenommen würd.; ich gab Herrn Jules Simon diese Absicht kund, der mir seine Zustimmung gab. Ich wollte nicht, daß aus diesen etwas verschwinde, da meine Verantwortlichkeit im Spiele war. Die Versailler Journale, und nach ihnen die englischen, haben behauptet, daß ich selbst assyrische Statuen zerschlagen habe, daß ich kostbare Kunstgegenstände entwendet, während meine beständige Fürsorge die war, alle Reichthümer unserer Sammlungen sicher zu stellen. Präs.: Kommen wir zur Kommune. Haben Sie nicht in öffentlicher Sitzung die Zerstörung der Vendôme-Säule verlangt? Courbet: Es ist ein Irrthum des offiziellen Blattes. Präs.: Sie haben ihn nicht berichtigen lassen. Und das Haus des Hrn. Thiers? Courbet: Meine Rolle war die eines Retters. Ich wollte alle schönen Antiken bewahren, welche sich in der Sammlung des Hotels des Platzes St. George befanden. Ich gab meine Entlassung, als ich sah, welchen schlechten Weg man betrat, als man den Wohlfahrts-Ausschuß ernannte. Reg.-Komm.: Sie waren aber am 14. Mai noch Mitglied der Kommune. Sie haben einen Antrag in der Sitzung der Kommune gestellt. Präs.: Und während des Wohlfahrts-Ausschusses sagten Sie, daß die Handlungen der Kommune alle Mitglieder derselben verpflichteten, Sie sagten auch, daß Sie an dem Kampfe der Freiheit gegen die Feinde der Republik Theil nähmen. Sie gaben der Insurrektion Ihre Zustimmung. Welche Bilder haben Sie einem Wächter der Passage du Saumon anvertraut. Courbet: Diese Gemälde gehörten mir an. Es war mein ganzes Vermögen. Die Preußen haben mir in meiner Heimath, in Ornans, viele gestohlen und zerstört. Ich hatte großes Interesse, die zu bewahren, welche mir blieben, und ich hatte sie in Sicherheit gebracht. Präs.: Aber kommen wir auf die Vendôme-Säule, die Ihnen besonders mißfiel. (Heiterkeit.) Courbet: Dem ist nicht so. Am 4. Sept. lagen schon vier Projekte Betreffs der Zerstörung derselben vor. Man hatte sie der Regierung vorgelegt, ich war ihnen aber fremd. Ich habe die Säule ohne Zweifel kritisirt, ich hielt sie vom Standpunkte der Kunst aus für nicht befriedigend. Die Skulpturen erinnern an die Kindheit der Kunst, und man könnte sagen, daß die, welche daran gearbeitet, dem Fortschritte keine Rechnung getragen haben. Diese Säule hatte nichts von der, welche man wiedergeben wollte. Deßhalb braucht man aber nicht die Idee zu haben, dieselbe zerstören zu wollen. Der Präsident fragt nun Courbet, warum man Kunstgegenstände im Hotel Cluny eingepack . Er erwidert, sie seien für die Londoner Kunstausstellung bestimmt gewesen. Präs.: Sie haben sich bei allen Handlungen der Kommune betheiligt. Sie sind für dieselben verantwortlich. Courbet: Wie ich Ihnen gesagt, habe ich den größten Theil ihrer Beschlüsse nicht gekannt. Reg.-Komm.: Das Dekret, betreffend die Zerstörung der Vendôme-Säule, ist vom 12. April. Dieses Dekret besagt, daß die Säule ein Monument der Barbarei und des Militarismus ist; es sagt, daß sie eine permanente Insulte des Siegers für den Besiegten ist. Lachaud (Vertheidiger): Courbet war nicht so feindselig gegen die Säule gesinnt; er wollte, daß man die Hälfte zur Erinnerung an den französischen Ruhm bewahre; er wollte, daß man die Bas-Reliefs wegnehme, und daß diese Operation vom Genie ausgeführt werde. Der Reg.-Komm. fragt, ob Courbet in der Sitzung vom 27. April nicht die Ausführung des Dekrets vom 12., Betreffs der Zerstörung der Säule, verlangt habe. Courbet: Dies war nicht möglich, da ich die Erhaltung der Hälfte der Säule verlangt hatte. Der Präsident schreitet nun zum Verhöre der Zeugen. Der erste ist Duchon, der Concierge der Säule. Er behauptet, daß Courbet am 15. Mai die Säule bestiegen hat. Courbet und Lachaud leugnen es. de Courtalle hat Courbet nur als sanft und dienstfertig gekannt. Er hatte zuweilen seltsame Meinungen, Ideen eines Künstlers, die unausführbar waren. Ein weiblicher Dienstbote des Grafen de Choiseul wird nun vernommen. Dieselbe tritt im Namen des Grafen auf, der eigentlich als Zeuge zitirt ist. Sie behauptet, daß Dank der Intervention Courbet's das Hotel ihres Herren nicht durchsucht wurde. Barbet de Jouy, einer der Konversatoren des Louvre, bestätigt, daß er Courbet nie für gefährlich gehalten, in so fern es den Louvre betraf. Dorian (Bauten-Minister nach dem 4. September) spricht sich zu Gunsten Courbet's aus. Derselbe habe sich in politischen Dingen nie extravagant gezeigt. Die Sitzung wird nun 10 Minuten lang aufgehoben, und dann Jules Simon, der Unterrichts-Minister, als Zeuge aufgerufen. (Große Erregung.) Lachaud (Vertheidiger): Will Herr Jules Simon sagen, ob Courbet sich nicht nach seinen Befehlen gerichtet hat? Jules Simon erwidert, daß, da man sich während der Belagerung beklagt, daß Gemälde ꝛc. abhanden gekommen seien, er eine aus Künstlern bestehende Kommission ernannt habe; er habe darauf bestanden, daß Courbet Mitglted derselben werde. Während der Belagerung habe er sich nicht über dessen Auftreten zu beklagen gehabt. Die Mission Courbet's und seiner Kollegen sei aber nur eine offiziöse gewesen, und Courbet habe niemals eine offizielle Stelle gehabt. Jules Simon fügt hinzu, man sei gewisser subalternen Beamten nicht sicher gewesen und man habe dieselben auch später entlassen. Die Künstler seien deshalb ermächtigt worden, die Museen zu besuchen, um Entwendungen und Beschädigungen zu verhindern. Régère (einer der Angeklagten) fragt Jules Simon, ob er (der Angeklagte) nicht die Kirchen und Lyceen beschützt und ob er nicht alle Vorsteher ermächtigt habe, mit ihm (dem Minister) zu konferiren. Jules Simon entgegnet, daß er täglich einen Beamten nach Paris gesandt, daß man ihm aber nichts über Régère gesagt habe. Dupont de Bussac (einer der Vertheidiger): Wenn man sich nicht beklagt hat, so muß nichts vorgefallen sein. Wenn sich unglückliche Thatsachen ereignet haben, würde dann der Herr Minister nicht benachrichtigt worden sein? Jules Simon: Sicherlich. Régère: Die Kirchen blieben in meinem Arrondissement geöffnet. Die Lyceen entgingen allen Requisitionen. Am 4. September war ich in der National-Versammlung, beseelt von den Gefühlen, die einem Geächteten des Staatsstreiches natürlich sein müssen. Herr Jules Simon befand sich noch in den Abtheilungen. Ich wollte zu ihm gehen. Ich begegnete Herrn Thiers, dem ich sagte: Stimmen Sie folgenden Vorschlägen zu: der gesetzgebende Körper bleibt im Amt. Herr Thiers gab seine Zustimmung. Ich sah Jules Simon, und ich verlangte, daß der gesetzgebende Körper sich mit der neuen Regierung einige, welche im Stadthause ernannt worden sei. Jules Simon: Meine Erinnerungen sind nicht genau in dieser Beziehung." Mehrere Personen kamen zu mir. Ich kann nicht behaupten, daß sich Herr Régère unter denselben befand. Borreau (Advokat): Der nächste Zeuge, der vorgenommen wird, berichtet, daß er Courbet gegen den 6. Mai gebeten habe, ihm einen Geleitschein zu geben. Er erhielt ihn, machte aber keinen Gebrauch davon. Courbet besuchte ihn am 9. Mai und sagte ihm, daß er aus der Kommune nicht austrete, weil man ihm gedroht habe, ihn zu erschießen, und er außerdem glaubte, daß es seine Pflicht sei, zu bleiben, um die Gemälde sicher zu stellen. Jourde wird nun nochmals verhört. Der Präsident verlangt von ihm, daß er auf die Anklagepunkte, welche gegen ihn erhoben sind, antworte. Jourde sagte, daß er sich nicht an einem Attentat gegen den Staat habe betheiligen können, da kein Komplott vorgelegen habe. Seine Vergangenheit beweise hinlänglich, daß er keiner politischen Partei angehört habe; er sei nur Administrator gewesen, habe das öffentliche Wohl im Auge gehabt und er glaube, nach wie vor, wichtige Dienste geleistet zu haben. Kapitän Moussu, Profoß des 7. Arrondissements, welcher schon in der Angelegenheit Jourde verhört wurde, verlangt ebenfalls seine früheren Aussagen zu berichtigen. Jourde hat ihm das Geld nicht aus freien Stücken übergeben. Jourde bestreitet diese Berichtigung. Der Zeuge erwidert, daß Jourde die Absicht gehabt habe, nach Amerika zu gehen, was aber dieser ebenfalls in Abrede stellt. Der Präsident ruft nun nochmals den Angeklagten Ferré vor. Er zeigt ihm mehrere Dokumente und fragt ihn, ob er sie anerkenne; er bestreitet nur die Echtheit eines derselben, drückt aber sein Erstaunen darüber aus, daß man ihm jeden Tag neue Dokumente vorlege. Zugleich macht er die nämlichen Vorbehalte, wie früher. Er kann erst im Augenblick sprechen, wo seine definitive Vertheidigung stattfinden wird. Billioray und Assy erklären betreffs einer an Ferré gerichteten Frage, daß niemals die Rede davon gewesen sei, Paris in die Luft zu sprengen. de Serres (Kapitän) sagt aus, daß, als er Besitz vom Gefängnisse La Santé genommen, er einen Befehl Ferré's vorgefunden, der besagt habe, daß, falls die Versailler in Paris einrückten, man alle Gensdarmen erschießen müsse, die sich in den Gefängnissen befänden. Die Sitzung wird hierauf geschlossen.

Italien.

Der h. Vater bedankt sich in einer Encyklika vom 5. August für die von den Gläubigen bei Gelegenheit seines 25jährigen Amtsjubiläums ihm dargebrachten Beweise der Frömmigkeit, der heiligen Freude und der Ergebenheit gegen die Sache des heiligen Stuhles und der Kirche. Es herrscht darin der Grundgedanke, daß die politische Gegnerschaft gegen die weltliche Herrschaft und Alles, was drum und dran hängt, nur die Maske für die Absicht sei, die Kirche und die Religion aus der Welt zu schaffen. Umgekehrt behaupten viele Leute, welche die Kurie schärfer beobachtet haben seit langer Zeit und heute noch, daß man dort vor lauter weltlichen Sorgen die Interessen der Religion und der Gewissen verkommen lasse. Der h. Vater freut sich in seinem Briefe, daß eine große Zahl von Gläubigen, darunter viele durch Geburt oder hohe Stellung ausgezeichnete, nach Rom gekommen seien, ihm ihre Glückwünsche und Geschenke darzubringen, und den nämlichen Gefahren und selbst Mißhandlungen zu trotzen, denen Seine Heiligkeit ausgesetzt sei. Und der heilige Vater sollte doch wissen, daß die einzige Mißhandlung, welcher er ausgesetzt sein würde, wenn er einmal den Vatikan verließe, die sein würde, daß die italienischen Soldaten an der Engelsburg vor ihm das Gewehr präsentiren würden. — Auf die Frage, wann die Bahn durch den Mont Cenis Aussicht habe, dem Verkehr übergeben zu werden, antwortet ein turiner Blatt folgendermaßen: „Wenn auch mit dem 17. September die Beförderung von Personenzügen vollständig eingerichtet sein wird, so kann der Gütertransport doch nicht vor November organisirt sein und zwar wegen der großen Schwierigkeiten, denen die Einrichtung eines internationalen Dienstes von so großer Wichtigkeit unterliegt. — Garibaldi's Gesundheitszustand hat sich in Folge der von den Doktoren Marca und Riboli angewendeten elektrischen Heilmethode bedeutend gebessert. — Die Regierung hatte nach der Okkupation Roms eine Kommission niedergesetzt, um die Ansprüche der Mitglieder des aufgelösten päpstlichen Heeres an die päpstliche Regierung, deren Rechte und Pflichten der italienische Nationalstaat übernahm, zu prüfen. Diese Arbeit ist vollendet. Das gesammte Kriegsmaterial des päpstlichen Heeres ist auf 12 Mill. abgeschätzt worden. Die Kreditforderungen der ehemaligen päpstlichen Soldaten an die Regierung sind gleichfalls ermittelt und die entsprechenden Summen den bezüglichen Regierungen zur Uebermittelung an ihre, früher im päpstlichen Militärdienst befindlichen Unterthanen eingehändigt worden. Die Regierungen von Rußland und den Vereinigten Staaten haben diese Summen indeß zurückgewiesen, da sie die betreffenden päpstlichen Soldaten als aus ihrem Unterthanenverhältniß ausgeschieden betrachten.

Großbritannien und Irland.

Als Warnung für seine Kollegen theilt ein Arzt in einer Zuschrift an die „Times" mit, daß der erste Fall asiatischer Cholera in London vorgekommen ist.

Oberst Theophil Dombrowski schreibt der „Dailly News", um zwei unter seinem und seines Vaters Namen unschuldig verhafteten Leuten in Paris zu ihrer Freiheit zu verhelfen, daß er selbst sich in England befinde (er giebt seine Wohnung an), daß sein Vater vor fünf Jahren gestorben sei, daß er, mit Ausnahme seines gefallenen Bruders, des Generals Dombrowski, niemals einen Bewandten in Frankreich gehabt habe.

Ueber die Räumung Frankreichs schreibt die „Times": „Die halboffiziellen Unterredungen wegen der Räumung der Forts im Norden von Paris, welche zwischen General Manteuffel und Mr. Pouyer-Quartier in Compiègne angeknüpft wurden, haben zu keinem entscheidenden Resultat geführt. Die Unterhandlungen betreffs der Zahlungen, durch welche diese Räumung erzielt werden soll, sind nach Frankfurt verlegt worden; der Abzug der deutschen Truppen wird daher nicht so schnell erfolgen, wie die französische Regierung vorausgesetzt hatte."

Rußland und Polen.

Wie bereits gemeldet, ist der neue französische Gesandte beim russischen Hofe General Le Flô am 4. August vom Kaiser empfangen und danach der Kaiserin so wie den Großfürsten und Großfürstinnen vorgestellt worden. Dieselbe Ehre genoß das Personal der Gesandtschaft. Weiteres ist aus den petersburger Zeitungen nicht zu entnehmen. Am 10. August brachte nun die „Independance Belge" folgendes Telegramm aus Paris vom Tage zuvor: Nachrichten aus St. Petersburg behaupten, der Kaiser von Rußland habe den General Le Flô herzlich aufgenommen, und versichern, er habe lebhafte Sympathien für Frankreich bekundet; er bedauere die Abtretung von Elsaß und Lothringen und habe das Gerücht von einem zwischen Preußen und Rußland bestehenden Bündnisse abgeleugnet." Jetzt äußert sich unter dem 12. August der „Moniteur" als offiziöses Organ der jeweiligen französischen Regierung mit Bezug auf jenes Telegramm: „Wir wollen die Dienste, welche General Le Flô uns in Petersburg leisten wird, nicht zu sehr mißkennen, doch bedingen wir uns aus, daß er sich in seiner schwierigen Stellung nicht mit Worten und Komplimenten abspeisen läßt. Allerdings hat Rußland zu verschiedenen Malen den Wunsch ausgedrückt, der Friede zwischen Deutschland und Frankreich möge ohne Gebietsabtretung hergestellt werden. Der General Fleury, Herr Thiers, der Marquis de Gabriac waren der Reihe nach die offiziellen Vertrauten dieser Meinung. Der Wahrheit gemäß aber müssen wir feststellen, daß nach den Friedenspräliminarien der Kaiser von Rußland an den Kaiser von Deutschland ein sehr herzliches Beglückwünschungsschreiben gerichtet und darin, ohne irgend einen Vorbehalt wegen der schrecklichen Bedingungen zu machen, die Frankreich aufgelegt wurden, sich glücklich schätzte, durch die Haltung seiner Regierung zu einem für das berliner Kabinet so glorreichen Frieden beigetragen zu haben. Was die Frage der russisch-deutschen Allianz anbelangt, so wollen wir gern glauben, wir wünschen sis sogar, daß es nicht mehr besteht. Aber Thatsache ist es, daß sie während des ganzen Krieges bestanden und eine europäische Intervention zu unseren Gunsten verhinderte, Rußland dagegen die Beseitigung der Pontusbestimmungen des pariser Vertrages gesichert hat. Diese Vorgänge darf man nicht aus dem Auge verlieren, wenn es sich darum handelt, die wirklichen Gesinnungen Ruß-

(Fortsetzung in der Beilage.)

lands gegen Frankreich zu würdigen. Nichts desto weniger wollen wir gern einräumen, daß ein Diplomat, dem es gelänge, uns die Sympathien und das Interesse des russischen Kabinets zurückzuerwerben, uns einen großen Dienst leisten würde."

Lokales und Provinzielles.

Posen, 18. August.

— **Die Stadtverordnetenversammlungen** sollen nach dem § 12 der Städte-Ordnung vom 30. Mai 1853 in Stadtgemeinden von weniger als 2500 Einw. aus 12 Mitgliedern, in Gemeinden von 2500—5000 Einw. aus 18, in Gemeinden von 5000—10,000 Einw. aus 24, in Gemeinden von 10,000—20,000 E. ans 30, in Gemeinden von 20—30,000 E. aus 36, in Gemeinden von 30—50,000 E. aus 42 Mitgliedern bestehen. Danach müßte unsere Stadtverordnetenversammlung, da Posen gegen 50,000 E. zählt, nicht 36, wie es wirklich der Fall ist, sondern 42 Mitglieder enthalten, und wäre nach eben jenem Paragraphen erst durch statutarische Anordnung eine Aenderung in dieser Beziehung zu treffen. Vor etwa 10 Jahren gab es die k. Regierung der Erwägung unserer städtischen Behörden anheim, die Anzahl der Stadtverordneten auf 42 zu erhöhen, indem sie dabei gleichzeitig auf den Art. VII der Instruktion vom 20. Juni 1853 hinwies, in welchem es heißt: „Bei Bildung der städtischen Vertretung können die gewerblichen Genossenschaften in der Art eine angemessene Berücksichtigung erfahren, daß eine gewisse Anzahl Stellen in der Stadtverordneten-Versammlung jedenfalls durch Vorsteher oder Mitglieder von Genossenschaften der Kaufmannschaft oder des Handwerkerstandes nach ihrer besonderen Bedeutung besetzt sein müßte." Indem nun damals die Stadtverordneten befürchteten, es würde auf diese Weise eine Anzahl konservativer Elemente aus den gewerblichen Genossenschaften des Handwerkerstandes (den damaligen Innungen) in die Stadtverordnetenversammlung gelangen, wurde in Uebereinstimmung mit dem Magistrat der Antrag der k. Regierung abgelehnt, wobei außerdem maßgebend sein mochte, daß unser Stadtverordneten-Sitzungssaal in Wahrheit für eine Anzahl von 42 Stadtverordneten, falls man nicht den Zuhörerraum beschränken wollte, zu klein ist. Dabei hat denn diese Angelegenheit ihr Bewenden gehabt. Uebrigens wird der § 12 der Städte-Ordnung auch insofern in unserer Provinz nicht strikte befolgt, als in den kleineren Städten (z. B. in Raschkow) die Stadtverordnetenversammlung nur aus 6 Mitgliedern besteht, während 12 die geringste Anzahl sein sollte. Doch ist dabei zu berücksichtigen, daß auch in keiner Provinz eine so große Anzahl von kleinen Städtchen existirt, als bei uns, indem z. B. Mielzyn, Kißkowo und Zydowo unter 1000 Einw. haben; es würde demnach in diesen kleinen Städtchen wohl schwierig sein, 12 Personen zusammen zu bekommen, welche geeignet sind, zu „Vätern der Stadt" gewählt zu werden.

— **Für die hiesige Diakonissenanstalt** wird am 27. August d. J. in den evangelischen Kirchen unserer Provinz eine Kollekte abgehalten werden, und hat der evangelische Oberkirchenrath im Einverständniß mit dem Minister der geistlichen Angelegenheit die Erlaubniß dazu ertheilt. In der Ansprache, welche mit Bezug auf diese Kollekte am 20. August von den Kanzeln verlesen werden soll und welche im kirchlichen Amtsblatt des k. Konsistoriums der Provinz Posen enthalten ist, wird darauf hingewiesen, daß die Diakonissenanstalt in den 5 Jahren ihres Bestehens gegen 1000 Kranke verpflegt hat, unter denen sich Viele aus allen Kreisen der Provinz befinden, die fremd hierhergekommen, in ihr liebevolle Pflege und Heilung gefunden haben. Außerdem haben in vielen Fällen die Schwestern innerhalb und außerhalb Posens Kranke gepflegt; einige derselben sind im Garnisonlazareth stationirt und 4 waren dem Heere nach Frankreich gefolgt, um in den Lazarethen bis nach Orleans hin unsere verwundeten und erkrankten Krieger zu pflegen. So ist die hiesige Diakonissenanstalt, wie sie der ganzen Provinz dient, auch auf die Hülfe aus der ganzen Provinz angewiesen. Jetzt bedarf sie derselben im großen Umfang. Das bisherige Haus ist für die Zahl der Kranken und Pflegerinnen zu klein geworden. Ein neues größeres Haus muß gebaut werden, und ist dazu bekanntlich bereits ein Bauplatz gekauft worden. Soll dieses Haus aber, wie es erforderlich, gebaut und eingerichtet werden, so bedarf es dazu außer den Mitteln, welche bereits vorhanden sind, noch mindestens 15—20,000 Thlr.

— **Von den städtischen Wasserleitungsröhren**, welche das Trinkwasser aus dem Glacis des Kernwerks nach der Stadt leiten, sind gegenwärtig bereits 3 vor dem Kirchhofsthore in Folge der dortigen Eisenbahnbauten verlegt. Da man dazu eiserne Röhren angewendet hat, so ist das Wasser noch eisenhaltig und schmeckt tintenartig. Besonders tritt dies bei der Raczynskischen Leitung, welche die Brunnen auf St. Adalbert. an der Postecke, am Breslauer Thore 2c. speist, hervor. Doch wird dieser unangenehme Geschmack verschwinden, sobald das Wasser erst einige Zeit gelaufen sein wird.

— **Der Mittelschulbau** in der Kl. Ritterstraße wird gegenwärtig emsig weiter fortgeführt und sind die Mauern des dritten Stockwerks bereits fast bis zur Hälfte emporgewachsen. Zum Spätherbste soll das Gebäude unter Dach kommen.

— **In der Gegend von Gnesen** wurde, wie Berliner Zeitungen mittheilen, vor einiger Zeit ein Mensch aufgegriffen, bei welchem man große Massen von Silber-Bruchstücken fand, die von Kirchengeräthen, Kelchen 2c. herrührten. Den Behörden in der Provinz Posen gegenüber verweigerte er mit Beharrlichkeit jede Auskunft, und da man Grund zu der Annahme zu haben glaubte, daß er ein Berliner Kind sei, so überantwortete man ihn dem Berliner Stadtgericht. Aber auch hier hällt er sich in ein beharrliches Schweigen und verweigert jede Auskunft.

— **Polizeiliche Mittheilung.** Verloren: 3 neue Darlehns-Kassenscheine à 10 Thlr. — 2 Thlr. 12 Sgr. Courant mit Avis von 54 Tonnen Stückkohlen.

— **Beim Genuß von Pilzen** sind folgende Mittheilungen zur Vermeidung von Unfällen beachtenswerth. Die bei uns gangbarsten Pilze sind der Steinpilz, die Morchel, der Reisker und der Champignon. Vor dem Genusse falscher Trüffeln wird gewarnt. Die echte Trüffel kommt in unseren Gegenden nicht, vielmehr nur in südlichen vor. Im Allgemeinen wird der Genuß von Pilzen überhaupt nicht empfohlen, weil selbst die eßbaren Pilze leicht in Fäulniß übergehen und von Insekten, Würmern und deren Eiern wimmeln. Angerathen wird, die eßbaren Pilze sobald und so jung als möglich zu verzehren; vorher die Pilze in stark mit Essig versetztem Wasser abzukochen und dann die Flüssigkeit wegzugießen, wodurch selbst schädliche Pilze viel von ihrer Schärfe verlieren. Die übliche Probe durch Beilegung einer Zwiebel beim Abkochen der Pilze wird als trüglich bezeichnet. Als Krankheitssymptome nach dem Genusse giftiger Pilze werden angegeben: Kratzen im Halse, Ekel, Uebelkeit, Erbrechen, Schwindel, Mattigkeit, Kolik, Durchfall, großer Durst, erschwertes Athmen und Krämpfe.

Verantwortlicher Redakteur Dr. jur. Wasner in Posen.

Angekommene Fremde vom 18. August.

HOTEL DE BERLIN. Die Gutsbes. Frau Gurska u. Töchter aus Bogunyce, Masche aus Kiewitz, Schwabe aus Lowencin, Kanzleidir. Wieczorkiewicz aus Rogasen, Distr.-Komm. Katzki u. Fam. aus Bnin, Rentier Kluge aus Schwersenz, Rechtsanw. Polomski aus Rogasen, Wirthsch.-Bes. Dütschke aus Rąbczyn, Frau Weber u. Tochter. aus Wongrowiec, Kaufm. Lewisohn u. Fam. aus Wronke.

TILSNER'S HOTEL GARNI. Die Kaufl. Schlesinger u. Freundmann aus Berlin, Eichenwalde aus Braunschweig, Keller aus Salzungen, Landw. Magdinski aus Polen, Frl. Fischer aus Berlin, Kontr. Brum aus Schroda, Litthauer, Großmann aus Gnesen.

GASTHOF ZUR STADT LEIPZIG. Student Feigier u. Eisenbahnbeam. Eckert aus Breslau, Kantor Rochocz aus Wollenberg, die Kaufl. Rochocz u. Frau aus Newyork, Spiro aus Buk, Pohlmann aus Rawicz, Käsefabr. Hegner aus Gozdowo.

Eingesandt.

π **Samter**, 14. August. Gegen den Verfasser des in Nr. 374 der Posener Zeitung vom 12. d. Mts. enthaltenen Artikels, betr. die hiesige israelitische Gemeinde-Angelegenheit, ist, wie wir hören, die Untersuchung bei der königl. Staatsanwaltschaft beantragt worden.

Kirchen-Nachrichten für Posen.

Kreuzkirche. Sonntag den 20. Aug. Vormittags 10 Uhr: Herr Superintendent Klette. — Nachmittags 2 Uhr: Herr Pastor Schönborn.

Petrikirche. Sonntag den 20. Aug., früh 10 Uhr, Predigt: Herr Konsistorialrath Dr. Goebel. — Nachmittags 2 Uhr, Christenlehre: Herr Konsistorial-Rath Dr. Goebel.

St. Pauli-Kirche. Sonntag den 20. August, Vormittags 9 Uhr, Abendmahlsfeier: Herr Pastor Schlecht — 10 Uhr, Predigt: Herr Pastor Schlecht.

Freitag den 25. August, Abends 6 Uhr, Gottesdienst: Herr Pastor Schlecht.

Garnisonkirche. Sonntag den 20. August, Vormittags 10 Uhr: Herr Mil.-Oberpfarrer Händler.

In der Parochie der vorgenannten Kirchen sind in der Zeit vom 11. bis 17. August:

getauft: 2 männl., 5 weibl. Pers.,
gestorben: 7 männl., 6 weibl. Pers.,
getraut: 4 Paar.

Familien-Nachrichten.

Veronika Lövin,
M. Bendheim,
Verlobte.
Czempin. Berlin.

Die schwere, durch ärztliche Hilfe bewirkte glückliche Entbindung meiner lieben Frau **Wanda,** geb. **Caldarola** von einem gesunden und kräftigen Mädchen zeige ich Verwandten und Bekannten hiermit ergebenst an.

Posen, den 17 August 1871.

Robert Goldhagen.

Börsen-Telegramme.

Newyork, den 17. August. Goldagio 12¾ 1882. Bonds 114¾.

Berlin, 18. August. (Anfangs-Kurse.) Weizen matt, per August 76, Sept.-Okt. 71½. — Roggen flau, loko 49 August 49, Sept.-Okt. 48, April-Mai 48½. — Rüböl still loko 28¾ per August 27¾, Sept.-Okt. 27 7/12, April-Mai —. — Spiritus matt, per August-Sept. 17. 26, Sept.-Okt. 17. 4, April-Mai 17. 21. — Hafer flau, 42½. — Petroleum 13⅞. — Staatsbahn 23 ⅛ Lombarden 100, Italiener 59, Amerikaner 97⅞, Oesterr. Kreditaktien 160⅛, Türken 45, 7½-prozentige Rumänier —, Märkisch-Posener 44¾

Fondsstimmung: still. — Prachtwetter.

Posener Marktbericht vom 18. August 1871.

		Preis								
		Höchster			Mittlerer			Niedrigster		
		Thl.	Sgr.	Pf.	Thl.	Sgr.	Pf.	Thl.	Sgr.	Pf.
Weizen fein, der Scheffel zu	84 Pfund	3	3	9	3	2	6	3	—	—
„ mittel	„	2	25	—	2	22	6	2	21	3
„ ordinair	„	2	20	—	2	15	—	2	10	-
Roggen, fein	80 „	1	29	6	1	28	6	1	27	6
„ mittel	„	1	27	—	1	26	—	1	25	—
„ ordinair	„	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Große Gerste	74 „	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kleine „	„	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Hafer	50 „	1	10	—	1	7	6	1	2	6
Kocherbsen	90 „	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Futtererbsen	„	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Winter-Rübsen	74 „	4	2	6	4	1	3	4	—	—
„ Raps	„	4	5	—	4	—	—	3	28	9
Sommer-Rübsen	„	—	—	—	—	—	—	—	—	—
„ Raps	„	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Buchweizen	70 „	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kartoffeln	100 „	—	20	—	—	18	—	—	17	6
Wicken	90 „	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Lupinen, gelbe	90 „	—	—	—	—	—	—	—	—	—
„ blaue	„	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Rother Klee, der Centner zu	100 Pfund	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Weißer	„	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Die Markt-Kommission.

Börse zu Posen

am 18. August 1871.

Fonds. Posener 4% neue Pfandbriefe 91¾ G., do. Rentenbriefe 94 G., Provinz.-Oblig. —, do. 5% Kreisoblig. 95½ G., do. 5% Stadt-Oblig. 95½ G., poln. Banknoten 80 G., Rumänische 7½ % Eisenbahn-Oblig. —, Nordd. Bundesanleihe 101½ B.

[Amtlicher Bericht.] **Roggen.** pr. August 45⅝, Aug.-Septbr. 45⅝, Sept.-Oktbr. 45⅝, Herbst 45⅝, Okt.-Nov. 45½ Nov.-Dez. 45⅜.

Spiritus [mit Faß] pr. August 16⅛, Septbr. 16, Oktbr. 15⅝, Nov. 15 5/24, Dez. 15 5/24.

[Privatbericht.] **Wetter:** schön. **Roggen:** still pr. August 45⅝ B. u. G., Aug.-Sept. do., Herbst 45⅝ bz. u B., Oktbr.-Nov. 45⅝ B., 45½ G., Nov.-Dez. 45⅜ bz. B. u. G.

Spiritus: fester. pr. August 16⅛—⅛ bz. u. G., Sept. 16 bz u. G., Oktbr. 15⅞—⅝ bz. u. B., Nov. u. Dezbr. 15 5/24—15¼ bz. u. G, April-Mai —.

Produkten-Börse.

Berlin, 17. August. Wind: NNO. Barometer: 28². Thermometer: 17° +. Witterung: bewölkt — Für Roggen war die Stimmung heute matt und obschon das Angebot wenig umfangreich sich erwiesen hat, ist es doch dem Begehr für nahe Lieferung eher überlegen gewesen. Das Verhältniß zwischen Offerten und Nachfrage für den Frühjahrstermin, der mehrseitig gesucht wurde, war entgegengesetzt u. hat denn auch der Werth dieses Termins sich voll behauptet. Loko ist der Handel still, indessen für die wenigen Anerbietungen neuen Roggens fand man bequemere Verwendung als gestern. Gekündigt 7000 Ctr. Kündigungspreis 49¾ Rt pr. 1000 Kilogr. — Roggenmehl ohne wesentliche Aenderung. — Weizen in fester Haltung. Gekündigt 3000 Ctr. Kündigungspreis 76¾ Rt. per 1000 Kilogr. — Hafer loko fortdauernd sehr flau, Termine neuerdings etwas gewichen. Gekündigt 600 Ctr. Kündigungspreis 43 Rt. pr. 1000 Kilgr. — Rüböl in fester Haltung. Verkäufer sehr zurückhaltend, Umsatz beschränkt. Gekündigt 100 Ctr. Kündigungspreis 27¾ Rt. per 100 Kilogr. — Spiritus im Allgemeinen beliebt und zu anziehenden Preisen gehandelt, nachdem anfänglich billiger verkauft worden war. — Weizen loko pr. 1000 Kilgr 58—77 Rt. nach Qual., per diesen Monat 76½—76 bz., Aug.-Septbr. 72¾ bz., Sept.-Okt. 71½ bz, Okt.-Nov. 69¾ bz, Nov.-Dez. 69½ bz, April-Mai 69½—¾—69⅝ bz., do. ohne Farbe bez. 68¾ bz. — Roggen loko pr. 1000 Kilgr. 45—53½ Rt. nach Qual gef, 49½—52½ Rt. nach Qual. bz, neuer 53—54 bz., per diesen Monat 49½—⅜—¼ bz., Aug.-Sept. do. Sept.-Okt. do., Okt.-Nov. 49—49½—49 bz., Nov.-Dez. 48½—⅝—⅜ bz. Dez.-Jan —. Febr.-März 48⅞ bz., April-Mai 48½—⅜ bz. Mai-Juni 48¾ bz. — Gerste loko per 1000 Kilgr. große und kleine 39—61 Rt. nach Qual. — Hafer loko per 1000 Kilogr. 37—53 Rt. nach Qual., per diesen Monat 43 bz., Aug.-Sept. —, Sept.-Okt. 42¾—42½ bz., Okt.-Nov. 42 bz., Nov.-Dez. —, April-Mai 42 bz. — Erbsen pr. 1000 Kilgr Kochwaare 51—61 Rt. nach Qual., Futterwaare 41—51 Rt. nach Qual. — Leinöl loko 100 Kilgr. ohne Faß 24½ Rt. — Rüböl pr. 100 Kilogr. loko ohne Faß 28 Rt., per diesen Monat 27¾ Rt., Aug.-Sept. do., Sept.-Okt. 27 7/12—⅔ Rt. bz., Okt.-Novbr. 26 7/12 bz., Nov.-Dez. 26½ G., April-Mai 26 bz. — Petroleum raffin. (Standard white) pr. 100 Kil. mit Faß; loko 13½ Rt., per diesen Monat 13 Rt., Aug.-Sept. do., Sept.-Okt. 12⅞—⅞ bz., Okt.-Novbr. 13⅛—¼ bz., Nov.-Dez. 13⅜ Rt., Dez.-Jan. 14 bz. — Spiritus pr. 100 Liter à 100 % = 10,000 % loko ohne Faß 18 Rt. 5 Sgr. bis 18 Rt. bz., ab Speicher 18—17 Rt. 28 Sgr. bz., loko mit Faß —, per diesen Monat 17 Rt. 25—23 Sgr. bz., August-Sept. do., Sept.-Okt. 17 Rt. 24—26 Sgr. bz., Okt.-Nov. 17 Rt. 10—11 Sgr. bz., Nov.-Dez. 17 Rt. 8 Sgr. bz, April-Mai 17 Rt. 19—23 Sgr bz. — Mehl. Weizenmehl Nr. 0 10½—9½ Rt., Nr. 0 u. 1 9½—9 Rt Roggenmehl Nr 0 7⅜—7½ Rt., Nr. 0 u. 1 7⅛—6⅞ Rt. pro 100 Kilgr. Br. unversteuert inkl. Sack. — Roggenmehl Nr. 0 u. 1 pr. 100 Kilgr. Br. unverst. inkl. Sack, per diesen Monat 7 Rt. 3 Sgr bz., Aug.-Sept. do., Sept.-Oktbr. 7 Rt 4—3½ Sgr bz., Okt.-Nov. 7 Rt. 4 Sgr. bz., Nov.-Dez. 7 Rt. 4½ Sgr. bz, April-Mai —. (B. H. Z.)

Stettin, 17. Aug. [Amtlicher Bericht.] Wetter: bewölkt. + 17° R. Barometer 28. 2 Wind: NW. — Weizen unverändert, p. 2000 Pfd. loko geringer gelber 59—66 Rt., besserer 67—71 Rt., feiner 72½—74 Rt., pr. Aug. 72¾ bz. u. B, Aug.-Sept. 72½ bz., 72 G, Sept.-Oktbr 70¾—70½ bz., Okt.-Nov. 69½ bz. u. B., Frühjahr 69¾. ½ bz. — Roggen unverändert, p. 2000 Pfd loko nach Qual. 46—48 Rt., 78/80pfd. 48½—49½ Rt, neuer 48½—49 Rt., pr. Aug., Aug.-Sept. u. Sept.-Okt. 48—48¼ bz., Okt.-Nov. u. Frühjahr 48¼ bz. — Sommergetreide ohne Umsatz. — Winterrübsen unverändert, p. 2000 Pfd. loko 105—110 Rt, feinster trockener 112—114 Rt. bz., pr Sept.-Okt. 113 B., 112½ G. — Winterraps, feuchter, 103—108 Rt. — Rüböl stille, p. 200 Pfd. loko 27½ Rt. B., August 27 B., Sept.-Okt. 26⅞ B., ¾ G., Okt.-Nov. 26½ B, Nov.-Dez. 26 B., April-Mai 25⅞ B. — Spiritus fester, per 100 Liter a 100 % loko ohne Faß 18⅛, ¼ Rt. bz., kurze Lieferung ohne Faß 18⅛ bz., Aug.-Sept. 17¾, 17 19/24 bz u. G., Sept.-Oktbr. 17⅝ bz. u. G., Oktbr. 18 bz., Okt.-Nov. 17 13/24 bz., 7/12 B u. G., Frühjahr 17¾ G. — Angemeldet: 3000 Ctr. Weizen, 2000 Ctr. Roggen — Regulirungspreise: Weizen 72¾ Rt., Roggen 48½ Rt., Rüböl 27 Rt., Spiritus 17¾ Rt. — Petroleum loko 6 11/24, ⅜ Rt. bz., 6 11/24 B., Sept.-Okt. 6½ bz. u. G., 6 7/12 B., Okt. u. Okt.-Nov. 6 7/12 bz. (Ofs.-Z.)

Breslau, 17. August. [Amtlicher Produkten-Börsenbericht.] Roggen (p. 2000 Pfd.) matter, pr. August u. August-Sept. 47 B., Sept.-Okt. 47 bz. u. B, Okt.-Nov. 46¾—47 bz. u. B., Nov.-Dez. 46¾ B., April-Mai 47 bz. u. B. — Weizen pr. August 72 B. — Gerste pr. August 42½ B. — Hafer pr. August 42½ B., April-Mai 4 B. — Raps pr. August 106 G. — Lupinen still p. 90 Pfd. 42—47 Sgr — Rüböl fest, loko 13¼ B., pr. August 13 5/12 bz., Aug.-Sept. 12 5/12 B. Sept.-Okt. 13—13 1/24 bz., Okt.-Nov. 12¾ B., Nov.-Dez 12½ bz., Dez.-Jan 12½ B., Jan.-Febr., Jan. u. Febr.-März 12 11/24 bz., April-Mai 12½ B. — Rapskuchen fest, pr. Ctr. 60—62 Sgr. — Leinkuchen fest, pro Ctr 88—90 Sgr. — Spiritus fester, loko pr. 100 Liter à 100 % 17⅓ B., 17 1/12 G., pr. 100 Liter a 100 % pr. August u. August-Sept 17 1/12 bz. u B., Sept.-Okt. 17 B., April-Mai 17—16⅚ bz u. G. — Zink Godulla-Marken loko 5 Thlr. 22 Sgr., W. H. loko 6 1/12 bz.

Die Börsen-Kommission.

Preise der Cerealien.

Breslau, den 17. August.

Festsetzungen der polizeil. Kommission.

	In Silbergroschen pro preuß. Schffl.			In Thlr., Sgr. und Pf. pro 200 Zollpfund = 100 Kilogramm.														
	feine	m.	ord. W.	feine						mittle						ord. Waare.		
Weizen w.	93—95	91	79—86	7	11	—	7	16		7	7	6	8	—	—	6	25	—
do. g.	92—93	90	79—86	7	9	—	7	11	—	7	4	6	8	—	—	6	25	—
Roggen	63—64	60	57—58	5	—	—	5	2	—	4	23	—	4	16	—	4	18	—
Gerste	46—48	42	39—41	4	4	-	4	10	—	3	23	6	3	16	6	3	21	—
Hafer	33—34	32	30—31	4	12	—	4	16	—	4	8	–	4	—	—	4	4	—
Erbsen	67—73	64	57—61	4	29	—	5	12	-	4	22	—	4	7	–	4	15	6

Per 100 Kilogramm Netto

Festf. d. v. d. Handelsk. eing. Komm.

	feine			mittle			ord. Waare.		
	Thl	Sgr	Pf	Thl	Sgr	Pf	Thl	Sgr	Pf
Raps	10	22	6	10	7	6	9	17	6
Winterrübsen	10	7	6	9	17	6	8	27	6
Sommerrübsen	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Dotter	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Schlaglein	9	5	—	8	17	6	8	2	6

(Brsl. Hdls.-Bl.)

Bromberg, 17. August. Witterung: klar. Morgens 14° +. Mittags 18° +. — Weizen: 120—125pfd. mehr oder weniger mit Auswuchs 63—70 Thlr., 126—130pfd ges., 71—77 Thlr pr. 2125 Pfd. Zollgew. — Roggen 118—124pfd 45—48 Thlr. pr 2000 Pfd Zollgew — Erbsen ohne Zufuhr. — Raps und Rübsen je nach Qual. und Trockenheit 100—107 Thlr. pr. 2000 Pfd. Zollgewicht. — Spiritus ohne Zufuhr. (Bromb. Ztg.)

Meteorologische Beobachtungen zu Posen.

Datum.	Stunde.	Barometer 233' über der Ostsee.	Therm.	Wind.	Wolkenform.
17. August	Nachm. 2	27" 10''' 87	+ 16°0	O 0-1	trübe. St., Ni.
17. „	Abnds. 10	27" 10''' 70	+ 13°0	O 0-1	heiter. St.
18. „	Morgs. 6	27" 10''' 83	+ 10°5	O 0-1	ganz heiter.

Wasserstand der Warthe.

Posen, am 17. August 1871, Vormittags 8 Uhr, 5 Fuß 5 Zoll.
„ „ 18. „ „ „ „ „ 5 „ 4

Märkisch-Posener Eisenbahn.

Ankunft.

Personen Zug Vormittags . 10 Uhr 26 Min.
Personen-Zug Nachmittags 3 - 4 -
Gemischter Zug Abends . . 6 - 14 -
Personen Zug Abends . . 10 - 14 -

Abgang.

Personen Zug Morgens . . 5 Uhr 59 Min.
Gemischter Zug Vormittags 6 - 52 -
Personen-Zug - 11 - 29 -
Personen-Zug Nachmittags 4 - 24 -

Neueste Depeschen.

Paris, 18. August. Dem „Siècle" zufolge wären die Schwierigkeiten bei den Frankfurter Friedensverhandlungen aus der Frage der Zollfreiheit in Elsaß Lothringen entstanden. Da die freie Einfuhr aus Elsaß-Lothringen nach Frankreich am 1. September erlischt, so hätte Deutschland eine Fristverlängerung oder eine Ausnahmestellung für Elsaß Lothringen verlangt. Das „Siècle" glaubt, Thiers sei einer Fristverlängerung geneigt, würde aber eine Ausnahmestellung nicht zulassen. Die Unterhandlungen würden auf dieser Grundlage fortgesetzt.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röstel) in Posen.